

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



Weihnachts Konzert
des
Tokushima Orchesters.
Kriegsgefangenenlager Bando,
Japan 1917.

StuDeO – INFO



Dezember 2007

**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)**

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31
Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Konto-Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Franz T. Geyling – to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterin Renate Jährling

Impressum	HERAUSGEBER Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	REDAKTION Ernst-Dietrich Eckhardt
------------------	---	--------------------------------------

Die StuDeO-INFOS erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Weihnachten im Kriegsgefangenenlager Bando, Japan, vor 90 Jahren. Deckblatt des Programms für das Weihnachtskonzert des Tokuschima Orchesters von Bando 1917, Orchesterleiter: Ober-Hoboisten-Maat Hermann Hansen. Gedruckt in der Lagerdruckerei Bando. Quelle: Nachlaß Wilhelm Meller. – Siehe auch „Am Barackenfenster“, S. 11-13.

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE
Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTERIN
Elke Meller

SCHRIFTFÜHRERIN
Karin Bolognino

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

(
FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI
Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA
Pastor Reinhard Gilster

Liebe Freunde und Mitglieder des StuDeO

Wer von uns kennt das nicht? Der Sommer geht allmählich vorüber, und unsere Gedanken hängen ihm nach. Wir freuen uns jetzt über die goldenen Herbsttage und sehen das bunte Laub durch die Lüfte wirbeln, wenn die ersten Stürme ums Haus brausen. Da mahnt uns plötzlich – von wem auch immer veranlaßt – erst leise, dann immer deutlicher fordernd eine (innere) Stimme: „...“, aber bitte noch rechtzeitig vor Weihnachten!“

Die Zuständigen machen sich diese Aufforderung zueigen. Denn die Dezember-Hefte sollen Sie, liebe Leserinnen und Leser „hüben wie drüben“, ja noch vor dem Fest erreichen. Wir erinnern uns gerade jetzt daran, wie unser Gründer, Pastor Wolfgang Müller, über viele Jahre, auch mit seinen weihnachtlich liebevollen Worten, die Verbindung zu den Mitgliedern aufrecht erhalten konnte.

Wir, die wir mit Ihrer mannigfachen Hilfe und hoffentlich auch einigermaßen zu Ihrer Zufriedenheit sein Werk weiterführen und weiterzuentwickeln suchen, wollen Sie hier und jetzt ins Bild setzen: Was hat dieses Jahr dem StuDeO gebracht?

Erfreulicherweise ist die Zahl unserer Mitglieder erneut angestiegen, und das, obwohl Todesfälle zu beklagen und mit Bedauern einige altersbedingte Austritte hinzunehmen waren.

Unsere Zeitschrift, die INFO-Hefte, scheint – soweit man brieflichen oder mündlichen Äußerungen Glauben schenken darf – immer wieder gut „anzukommen“.

Unserem Bestreben, möglichst oft verschiedene Länder und Regionen Ostasiens „anzusprechen“ und an Jubiläen zu erinnern, entsprechen im vorliegenden Heft die Beiträge zu Bando, dem Lager für deutsche Kriegsgefangene in Japan (eingerrichtet 1917), zu den Kriegereignissen in Nanking (1937), zur Repatriierung mit der „Marine Jumper“ aus Japan und China (1947) und zum 100jährigem

Bestehen der von Deutschen gegründeten Tongji-Universität in Shanghai. Eine Vorstellung vom Leben junger Menschen im heutigen Japan mögen die Aufsätze von zwei Siegerinnen im Schreibwettbewerb an der DSTY geben.

Unser Archiv wächst kontinuierlich dank aller derer, die sich von Wertvollem trennen, weil ihnen unsere Vereinsziele – sammeln, inventarisieren, zugänglich machen und bewahren – unterstützenswert erscheinen. Es kommt allerdings auch, nicht minder begrüßenswert, vor, daß Erben uns Nachlässe überlassen, weil ihnen die Materie fremd ist.

Der Vorstand hat sich in den letzten Jahren intensiv um eine aktualisierte Neufassung der Satzung bemüht. Sie hat deswegen eine konsequente Überarbeitung nötig, weil sie bei der Gründung des StuDeO mit „heißer Nadel gestrickt“ worden war und der Verein inzwischen immer mehr Aufgaben zu bewältigen hat. Ein Beschluß über die Neufassung der Satzung steht aber aus, weil die letzte Mitgliederversammlung in Hamburg von Gegensätzen geprägt war. Wie beschlossen, wird nun ein Team von Vereinsmitgliedern einen eigenen Satzungsentwurf erarbeiten und ihn innerhalb eines Jahres vorlegen.

Unser tüchtiger Schatzmeister, Carl Friedrich, hat sein Amt aus Altersgründen an Elke Meller abgegeben. Wir sind ihm für sein langjähriges Engagement sehr dankbar.

Wir wünschen Ihnen und Ihren Angehörigen nah und fern ein friedvolles und freudenreiches Weihnachtsfest sowie für das kommende Jahr Gesundheit und möglichst jeden Tag etwas, worüber Sie sich freuen können!

In diesem Sinne grüßt Sie, liebe Freunde und Mitglieder, ganz herzlich
das Vorstandskollegium des StuDeO

Liebe Leserinnen und Leser!

Was haben die Gefangenen in Bando vor bald neunzig Jahren empfunden, als sie die „Ode an die Freude“ – übrigens in japanischer Erstaufführung von Beethovens 9. Symphonie – sangen, hörten? Gab es auch in der Gefangenschaft Freude?

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, Dein Heiligtum!
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo Dein sanfter Flügel weilt.

[...]

Seid umschlungen, Millionen.
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! Über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.

In meiner Heimatstadt Bremen war es an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in liberalen Kirchengemeinden gar nicht so selten, daß Pastoren auch über Texte von Goethe und Schiller predigten, etwa auch über die „Ode an die Freude“. Später war es mit dieser Harmonie von bürgerlich-idealistischem Denken und Christentum vorbei. Man trennte: hier das Bibelwort – dort die Schiller-Verse; hier der Glaube – dort die Kultur. Und in einem heutigen großen Lexikon für Theologie und Kirche fand ich unter dem Begriff „Freude“ diese Aufteilung: Freude ist – unter römisch Eins – eine lebensbejahende individuelle Grundstimmung. Und – unter römisch Zwei – Freude ist im biblischen Verständnis nicht vom Menschen gemacht, sondern sie hat ihren Grund in Gott. Aber lassen sich die Unterschiede, die ja sicherlich da sind, so schematisch auseinanderhalten? Können wir, wenn wir uns freuen, immer so genau den Grund dieser Freude nennen? Vielleicht kam auch bei den Kriegsgefangenen in Bando Verschiedenes zusammen: die Freude am eigenen Gestalten, die Freude über frühere schöne Erlebnisse, die Freude am Miteinander, die Freude am bewahrten Leben auch in der Gefangenschaft, die Freude des Glaubens, trotz allem ...

Lassen wir uns von der Freude einfach ergreifen. Später können wir darüber nachdenken und ihrem Grund einen Namen geben. Vielleicht hilft uns dabei ein „weltliches“ Gedicht oder ein Wort der Bibel wie dieses: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkünde euch große Freude.“ (Luk. 2,10) Vielleicht sprechen wir dann vom Leben selber – oder von Gott.

II. Symphonie Konzert
des Tōkushimaer Orchesters
unter freundl. Mitwirkung eines
80 Mann starken Chores.

Dirigent:
Ober-Hoboisten-Maet Hansen
Musikleiter der M.A.K.

Solisten:
Kriegsfrw. Wegener
Bes. d. Ldw. Steppan
Kriegsfrw. Frisch
Uffz. d. Ldw. Koch

Beethovens Neunte Symphonie

I. Satz: Allegro, ma non troppo,
un poco moderato.

II. Satz: Molto vivace.

III. Satz: Adagio molto e cantabile.

IV. Satz: Presto. (wie Chor u. Sängern)

Sonnabend, den 1. Juni, (öffentliche
Hauptprobe Freitag, den 31. Mai) 1918.
Abends 6³⁰ Uhr.

Bitte nicht rauchen!

Programm der japanischen Erstaufführung
von Beethovens 9. Symphonie am 1. Juni 1918,
gedruckt in der Lagerdruckerei Bando

Wir lesen Schillers Verse und dieses Bibelwort in der Weihnachtszeit. Seit alter Zeit gehören Fest und Freude wesentlich zusammen. Es mag sein, daß wir mit Vorfreude an Weihnachten denken. Es kann auch sein, daß wir uns nicht einfach freuen können, nur weil jetzt gerade Weihnachten ist. Das ist vor allem dann der Fall, wenn uns allerlei Probleme belasten. Aber – so hat der Benediktiner Anselm Grün es einmal formuliert – wenn ich mich auf das Fest einlasse, ohne an meinen negativen Gefühlen zu kleben und ohne mich unter Leistungsdruck zu setzen („Ich muß mich unbedingt freuen!“), dann kann in mir doch Freude aufkeimen, ganz gleich, wie es mir gerade geht. Dann spürt man das eigentliche Leben – vor neunzig Jahren in Bando und heute bei uns.

Mit guten Wünschen für eine freudereiche Zeit grüßt Sie

Ihr Reinhard Gilster

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2007, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

90 und mehr Lebensjahre erreichten:

Ilse Vornhecke-Husmann 99 J. in Versmold
 Ruth Weiss 99 J. in Beijing
 Ursula Bareuther-Nitze 98 J. in Stuttgart
 Dora Reinhardt 98 J. in Hamburg
 Rudolf Krüer 97 J. in Bremen
 Ruth Wilberg 97 J. in Berlin
 Walter Exner 96 J. in Bad Wildungen
 Emily Fabel 96 J. in Hamburg
 Margot Lenigk 96 J. bei San Francisco
 Rudolph Voll 96 J. in Hongkong
 Gottfried Weiss 96 J. in Grünwald
 Eva Coermann-Koops 95 J. in Hamburg
 Wolfgang Franke 95 J. in Berlin
 Ena Junkel 95 J. in Los Angeles
 Richard Pasemann 95 J. in München
 Erika Denklaue 94 J. in Hamburg
 Ilse Drebing-Franck 94 J. in Schwetzingen
 Maria Bruns-Wagenknecht 93 J. in Immenhausen
 Ilse Martin Fang 93 J. in Cambridge/USA
 Albrecht Röhreke 93 J. in Aumühle
 Alec Siemssen 93 J. in Wentorf
 Anneliese Veit-Sachse 93 J. in Frankfurt
 Hertha Wölcken-Gipperich 93 J. in Alfeld
 Ursula Frese-Berg 92 J. in Wedel
 Edith Heinisch-Lindmeyer 92 J. in Berlin
 Uwe Jensen 92 J. in Hamburg
 Anna-Kath. Koch-Blume 92 J. in Aumühle
 Wilhelm Mann 92 J. in Berlin
 Ursula Marshall-Grohmann 92 J. in Aumühle
 Emil Schad 92 J. in Kornwestheim
 Helene Sonntag-Triebe 92 J. Allambie-H./Aus
 Max Tiefenbacher 92 J. in Aumühle
 Erwin Wickert 92 J. in Remagen
 Lotte Arnt 91 J. in Wetzlar
 Berta Kleimenhagen-Steybe 91 J. in Stuttgart
 Prof. Ma Tsie 91 J. in Passau
 Maria Wichmann-Redlich 91 J. in Berlin
 Barbara Pasemann-Gerngroß 90 J. in München

85 und mehr Lebensjahre erreichten:

Ursula Correns-Vischer 89 J. in Tutzing
 Barney Egan 89 J. in Oberwart/Ö.

Gerda Ehrhardt-Sachse 89 J. in Gera
 Elinor Hoffmann-Göldner 89 J. in Neapel
 Gisela Krüger/Laudien 89 J. in Oldenburg
 Ruth Küther-Klein 89 J. in Hemmoor
 Irma Müller-Dübgen 89 J. in Hamburg
 Herta Reiner 89 J. in Gummersbach
 Charlotte Wallenstein 89 J. in MenloPark/USA
 Elisabeth Zanker 89 J. in Marbach
 Walter Dello 88 J. Sault Ste. Marie/Ca.
 Vera Katzenberger-Bader 88 J. in Baldham
 Carolina Kiessling 88 J. in Koblenz
 Werner Kiessling 88 J. in Koblenz
 Erika Stähle-Wittig 88 J. in Ludwigsburg
 Wolfgang de Beauclair 87 J. in Englewood/USA
 Helga Becker 87 J. in Fellbach
 Elisabeth Huwer 87 J. in Berchtesgaden
 Ursula Jensen 87 J. in Hamburg
 Hanna Krupski-Busse 87 J. in Vierkirchen
 Annelene Steinfeldt-Widmann 87 J. in Bremen
 Blanca H. Arndt-Renner 86 J. in Worcester/USA
 Ursula Frommelt-Statz 86 J. in Düsseldorf
 Carsten Grodtmann 86 J. in Vevey
 Edith Günther-Körner 86 J. in Wentorf
 Jutta Jäger-Maurer 86 J. in Bremen
 Inge Koch-Kniepf 86 J. in Williamson/USA
 Inge Kutzbach-Breuer 86 J. in Stuttgart
 Marlies Poppenhäger-Stielow 86 J. in Gummersbach
 Wera Schoenfeld-Siemssen 86 J. in Aumühle
 Helga Selig-Trapp 86 J. in München
 Horst-Harold Smith 86 J. in Salvador/Bahia
 Ellinor Stingl-Rumpf 86 J. in Lewisville/USA
 Martha Strasser-Klein 86 J. in Icking
 Esther Unger-Gehrmann 86 J. in Starnberg
 Lola Westendorf-Parge 86 J. in Hamburg
 Lydia Ambühl-Eidenpenz 85 J. in Breitenbach/CH
 Elisabeth Hopp 85 J. in Hannover
 Helene Kühl-Redlich 85 J. in Berlin
 Max Kupka 85 J. in Hungenroth
 Peter H. Müller-Brunotte 85 J. in Stockholm
 Henny Pape 85 J. in Bremen
 Emilie Schwammel 85 J. in Wien
 Antonia Woike-Wietz 85 J. in Norderstedt



*Wir haben hier keine bleibende Stadt,
sondern die zukünftige suchen wir.
Hebräer 13,14*

Kurt Zöllner	11.05.2006	98 Jahre
Elsie Margaret Kiesow	30.05.2006	86 Jahre
Fritz Helfferich	27.08.2006	95 Jahre
Bobby Wang	09.11.2006	78 Jahre
Gu drun Steinwachs geb. Schläger	12.11.2006	70 Jahre
Eleonore Orth geb. Menges	15.11.2006	97 Jahre
Albert Frank	04.11.2006	91 Jahre
Rolf Alfred Blume	31.12.2006	97 Jahre
Ottmar Gleisberg	15.12.2006	74 Jahre
Dorle Waldkirch-Hoch		72 Jahre
Renate Baerensprung	05.01.2007	82 Jahre
Herbert Arnhold	02.03.2007	77 Jahre
Edith Rasch geb. Grünig	25.03.2007	96 Jahre
Erna Scheel geb. Kluge	14.04.2007	97 Jahre
Ingeborg Gleiß geb. Dohse	18.04.2007	75 Jahre
Hilmar Haenisch	21.05.2007	77 Jahre
Helmut Rothkegel	27.05.2007	95 Jahre
Helmut Jährling	31.05.2007	60 Jahre
Lothar Biller	13.06.2007	fast 100 Jahre
Jenny Kirby geb. Lukaschik	18.06.2007	74 Jahre
Claus Correns	22.07.2007	fast 98 Jahre
Carl Bürger	29.07.2007	94 Jahre
Ernst Reiner	11.08.2007	92 Jahre
Hermann Basel	07.09.2007	92 Jahre
Gertrud Noll	05.09.2007	106 Jahre
Thies Nauert	08.09.2007	75 Jahre
Hilda Zensen-Grahner	12.09.2007	89 Jahre

Nachrufe

Zum Gedenken an unsere Mutter

Werner Noll

Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß unsere Mutter, Gertrud Noll, am 5. September 2007 friedlich eingeschlafen ist. Sie wurde 106 Jahre alt.

Im Jahre 1926 folgte sie unserem Vater, Dr. med. Kurt Noll, der 1925 nach China ging und in Shanghai eine Arztpraxis eröffnete, aus der dann später „Dr. Noll's Private Hospital“ wurde.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Berlin (1938/1939) ging es Anfang 1940 wieder nach China: Chongqing, Nanjing und dann wieder Shanghai. 1949 kehrte die Familie – kurz vor dem Fall der Stadt an die Volksbefreiungsarmee – nach

Deutschland zurück. 1955 verstarb unser Vater, und unsere Mutter mußte auf sich gestellt die Verantwortung für uns vier Kinder, die wir noch alle in der Schule bzw. in der Ausbildung waren, übernehmen. Wir verdanken ihr unendlich viel.

Zeit ihres Lebens fühlte sich unsere Mutter stark mit China verbunden. Die Jahre in Shanghai von 1926 bis 1938 waren, wie sie immer wieder betonte, die glücklichsten ihres Lebens. Im Jahr 1990 hat sie noch einmal mit uns (also ihren vier Kindern) Shanghai und Nanjing besucht – eine Reise in ihre „chinesische“ Vergangenheit.

Abschied von Dr. Lothar Biller (geb. 1907 – gest. 2007) Auszug aus der Trauerrede vom 22. Juni

Pastorin Birgit Birth

„Ich möchte gehen, bevor ich die Freude am Leben verliere“ – das sagte Dr. Lothar Biller immer wieder, zehrte doch das Alter an seinen Kräften. Ein Leben gefesselt ans Bett hätte er nicht gewollt. Und so ist sein Lebensweg zuende gegangen.

Dr. Lothar Biller war ein Mann, der sein großes Interesse an der Welt gelebt hat und seinen Lebensweg im wahrsten Sinne des Wortes durchwanderte. Geboren und aufgewachsen ist er gemeinsam mit seiner älteren Schwester in Breslau. Eine gesicherte Jugend und ein liebevolles Elternhaus ermöglichten ihm schöne Reisen und eine gute Ausbildung. Als Pfadfinder hat er bereits in jungen Jahren viel von der Welt gesehen.

Schon früh entwickelte er eine große Liebe zur Geographie und zur Geschichte. Er studierte in Breslau und promovierte in Geographie. Bis zuletzt war sie sein Steckenpferd – immer wieder erlebten Sie, wie er bei der Nennung eines Ortes sagte: „Da war ich 19...“, und mit Begeisterung konnte er einen an seinem enormen Wissen teilhaben lassen.

1934 geht Dr. Lothar Biller über das Auswärtige Amt nach China. In Tientsin leitet er die Deutsche

Schule. Dort lernt er seine Frau kennen, und dort werden auch seine Kinder Ingeborg, Christa und Gerhard geboren. Ihr Vater hat gemeinsam mit seinem Freund, Pfarrer Wolfgang Müller, viele Berge und Orte in Ostasien erwandert und erkundet – bis die Repatriierung die Familie 1946 zurück nach Deutschland führte. Erst 1948 konnte er wieder als Lehrer arbeiten: an der Scharnhorstschule in Hildesheim unterrichtete er Geographie, Geschichte und Französisch. Doch die Welt lockte ihn, und so ging er 1958 nach Kabul/Afghanistan als Leiter der Deutschen Schule. Er war bekannt als strenger, aber gerechter Lehrer, fair und korrekt.

Ab 1966 leitete Dr. Biller das Niedersächsische Studienkolleg in Hannover. Gemeinsam mit seiner Frau fand er eine neue Heimat in Altwarmbüchen. Die beiden feierten 1995 ihre Diamantene Hochzeit. Vier Jahre später starb seine Frau, ein großer Verlust.

Dr. Biller war ein begeisterter Sänger, der in unserer Kirchengemeinde zuhause war. Er war ein interessanter und interessierter Gesprächspartner.

Erinnerungen eines ehemaligen Schülers an Dr. Biller

Franz Geyling

Am 13. Juni 2007 starb Dr. Lothar Biller, der Leiter der Deutschen Schule in Tientsin von 1937 bis 1945. Man darf sagen, daß diese Schule im pädagogischen und administrativen Sinne von Dr. Biller geprägt wurde.

Sein Vorgänger, Hans ('Papa') Jensen, war gerade in Pension gegangen, und es mußte rasch ein Nachfolger gefunden werden. Die Suche führte in Absprache mit dem Unterrichtsministerium dazu, daß sich der Schulvorstand darauf einigte, den jungen Studienassessor Dr. Biller mit der Leitung zu betrauen. Die anfänglichen Vorbehalte im Vorstand (zu dem auch mein Vater gehörte) erwiesen sich bald als unbegründet, und es entwickelte sich in Tientsin zwischen dem Lehrkörper, dem Vorstand und dem Unterrichtsministerium eine vorbildliche Zusammenarbeit. Sie erreichte ihren Höhepunkt, als in den Vierzigerjahren klar wurde, daß

eine Erweiterung der Schule von der Untersekunda (und dem 'Einjährigfreiwilligen'-Examen) bis zur Oberprima beachtliche Zusatzleistungen von der Gemeinde und der Schule erfordern würde. Es war klar, daß nicht nur die Schüler, sondern auch der Lehrkörper und der Vorstand diese Probe bestehen mußten. Dr. Biller bestand auf hohem Leistungsniveau in allen Fächern und ehrlicher Bewertung. Das Abitur (fünf Fächer schriftlich, neun mündlich) wurde unter Teilnahme eines auswärtigen Prüfers (Dr. Gottfried Weiß aus Peking) und unter Leitung des Prüfungsvorsitzenden, Konsul Wiedemann, abgehalten und vom Unterrichtsministerium voll anerkannt. Auf diese Leistung konnte unser Schulleiter mit Recht stolz sein.

Im alltäglichen Schulbetrieb war Dr. Biller absolute Autoritätsperson. Er hat uns Arbeitsmoral und Disziplin fürs weitere Leben mitgegeben.

Zur Geschichte des westeuropäischen Handels mit China bis zum Opiumkrieg 2. Teil

Georg-Ludwig Heise

Die Praxis der Handelsabwicklung im „Hong“

Alle Handelsaktivitäten zwischen den Chinesen und den Fremden fanden innerhalb des jeweiligen „Hong“ statt, in der Praxis daher in der 'eigenen' Faktorei. In der Chronik der Hongkonger Firma Jebsen & Co. heißt es dazu: „Die Fremden durften sich nur in den Wintermonaten September bis März in Canton aufhalten. In der übrigen Zeit des Jahres mußten sie in ihre Heimat oder nach Macao zurückkehren. Sie durften keine Waffen und keine Frauen und keine Kinder nach Canton mitbringen. Alle Lotsen, Bootsleute usw., die mit den Fremden arbeiteten, mußten eine besondere Lizenz haben usw.“

Die kommerziellen Tätigkeiten in den „Hong“ beschreiben H. B. Morse wie folgt: "Each factory consisted of a treasury, offices for the Chinese staff, servant's quarters, kitchens, warehouses etc. [...] the accommodation in each factory was spacious and they provided palatial accommodation for foreign visitors [...], but they constituted in effect a gilded cage."

In diesen Lagerhäusern wurden die angelieferten Waren angeboten, (vermutlich verbunden mit dem üblichen Feilschen) taxiert und auch die Preise für die Exportgüter genannt. Bei Einigung lud man ein und aus, wobei Bewertungs-Differenzen in Silber ausgeglichen wurden. Es fand also praktisch Tauschhandel „in a gilded cage“ statt, der sich zwar zeitlich hinziehen konnte, aber dennoch den Fremden keine tatsächliche Kenntnis der wirklichen Marktverhältnisse im Lande selber vermittelte.

Das zwangsläufige Ende des „Co-hong“-Systems

Die Konzentration des Außenhandels in einem Hafen durch die Regierung in Peking dürfte wohl auf zwei stichhaltigen Überlegungen basiert haben, die letztlich auch das Ende des Systems als Keim in sich trugen, abgesehen von den Einflüssen aus dem lokalen Szenario in Guangzhou.

1. Die politischen Überlegungen zielten darauf, daß mit einer zentralen Außenhandelsstelle die Mandschu Mandarine aus einem zu rechtfertigenden Monopol heraus ihre Pfründe ziehen konnten –

zum Nachteil der Ausländer, die damit keinen direkten Zugang zum Markt hatten – und zum Nachteil der von den Mandschu regierten Chinesen, denen damit ein Zugang zum Ausland, mit möglichen nachteiligen Folgen für die herrschende Schicht, verwehrt wurde. Da der Handel aber praktisch weitgehend in Händen der Chinesen lag, war durch deren „Verdrängung ins zweite Glied“ ein Durchlöchern des Systems vorprogrammiert, wie die illegalen Opiumeinfuhren über chinesische Händler seit Ende des 18. Jahrhunderts zeigen.

2. Die wirtschaftlichen Überlegungen bestanden darin, daß bei „freien und offenen“ Handelsmöglichkeiten und bei der Vielzahl chinesischer kleiner Anbieter der im Ausland begehrten Waren bei fehlender Marktkenntnis und Erfahrung im Außenhandel das begrenzte Angebot an Tee und Seide wahrscheinlich schnell verschleudert würde, zumal die ausländischen Einkäufer sicherlich zu den Produktionsstätten in das Innere des Reiches vorgedrungen wären, um dort quasi „ex factory“ einzukaufen. So aber hatte man den gesamten Außenhandel Chinas über Guangzhou im Griff.

Das System kanalisierte das Ex- und Importpotential durch ein „Nadelöhr“ in Guangzhou, das regulierend und zugleich verschleiern wirkte. Interessanterweise hat das System nach der kommunistischen Machtübernahme in China 1949 aus dem gleichen Grund eine Wiederauferstehung gefeiert, als der Handel mit dem Ausland nur durch die Export Corporations in Guangzhou erlaubt wurde.

Selbst wenn der Handel über das „Co-hong“-System in seinen Anfängen in erster Linie dem Ausbau der englischen Vormachtstellung im Chinahandel genützt hat, so führte er anfangs nicht zu einer Verminderung der Aktivitäten anderer Ostindienfahrer aus Europa und Amerika. Der Im- und Exporthandel war mehr oder weniger eingespielt. Der steigende Bedarf an Tee- und Seide in Nordeuropa förderte den chinesischen Export, und noch bis in die frühen Jahre des 19. Jahrhunderts war die Monopolposition der europäischen Handelskompanien in ihren eigenen Ländern so groß, daß die Profite aus dem Chinageschäft alle in Guangzhou errichteten Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden konnten.

Kritisch wurde die Lage erst, als nach Auflösung der British East India Company am 22. April 1834 deren „exclusive right of trading with the domains of the Emperor of China“¹ erlosch. Es kam zu einem verstärkten Auftreten englischer Kaufleute bei gleichbleibendem Warenangebot an Tee und Seide. Aufgrund der damaligen, gerade von den Englän-

dern vertretenen Freihandelsprinzipien war damit angeblich plötzlich ein „Flaschenhals“ für den Warenverkehr in Guangzhou entstanden, und man sprach von einer zwangsweisen Limitierung des Chinahandels.



Westliche Geschäftsleute in einer Rattanfabrik, um 1875

Eine Möglichkeit schien darin zu liegen, den Handel auf weitere Häfen auszudehnen. Das war bereits 1793 einer der Gründe der Gesandtschaft des Lord Macartney, der in Peking darum nachsuchte, britischen Schiffen auch das Anlaufen von Häfen außerhalb von Guangzhou zu gestatten. Kaiser Qianlong soll, nach der von Sir Edmund T. Backhouse vorgenommenen offiziellen englischen Übersetzung der die Mission betreffenden Dokumente wie folgt geantwortet haben: „Until now trade with European nations has always been conducted at Aomen (Macao), where the foreign hongts are established to store and sell foreign merchandise [...] in none of the other ports have hongts been established, so that even if your vessels were to proceed thither, they would have no means of disposing of their cargoes. Furthermore no interpreters are available, so you would have no means of explaining your wants, and nothing but general inconvenience would result [...]“² Die illegalen britischen Versuche zu Beginn des 18. Jahrhunderts, an anderen Küstenorten einen Handel aufzuziehen, scheiterten nicht am Mangel an Dolmetschern und „Hongts“, sondern in erster Linie am mangelnden Warenangebot aus dem Inland.

Eigentlich hätte diese Tatsache die Grenzen des chinesischen Marktpotentials offenkundig werden lassen müssen. Aber China war, seit den Berichten des Venezianers Marco Polo (Chinareise 1271-1275), in der Phantasie des Westens ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, während die begrenzten Absatzmöglichkeiten europäischer Importe, die sich in einem nicht zu überblickenden Markt abspielten, zu wachsenden Schwierigkeiten in der Handelsbilanz führen mußten.

¹ John Phipps: *Treatise on the China and Eastern Trade*. London 1835, Einleitung.

² H. F. Mac Nair: *Modern Chinese History*. Shanghai 1927, S.5. – Trade limited to Aomen.

Der Anfang vom Ende kam folgerichtig, als das „Co-hong“-System der ständig wachsenden negativen Handelsbilanz der Fremden nichts mehr entgegengesetzen konnte und das immer wieder mühsam erzielte Gleichgewicht zwischen Handel, Schikane und Beschränkung endete.

In der Literatur heißt es: “Previous to 1830 the balance of trade was always favourable to China, and the European merchant was compelled to import large quantities of specie in the form of Spanish dollars for the purpose of securing an export cargo, consisting chiefly of tea and silk. Throughout the eighteenth century the amount of goods imported from the West was less than one-fifth of the sum needed for the export fund; and during the one hundred and thirty years ending 1830 the net movement of silver into Canton is put at no less than between £ Stlg. 90 Million and 100 Million.”³

Der Entwicklung dieser für die fremden Handelsuchenden ständig schlechter werdenden Handelsbilanz galt es daher Einhalt zu gebieten. So positiv die „Außenhandels-(Silber-)bilanz Chinas“ über das „Co-hong“-System bis etwa 1830 war, so negativ war sie für die Ausländer. Die steigenden Silberlieferungen nach Guangzhou mußten bei den Tee- und Seidenabnehmern in dem Moment zu verstärkten Bemühungen führen, eigene Produkte in China abzusetzen, als der Tee- und Seidenimport in Europa nicht mehr die gewohnten enormen Gewinne abwarf. Nicht nur stiegen die in Guangzhou zum Ausgleich des defizitären Handels notwendigen Silbermengen, sondern den fremden Kaufleuten wurden auch keine weiteren Geschäftsmöglichkeiten geboten. Für die chinesische Seite war ein geradezu idealer Außenhandelszustand erreicht.

Ab etwa 1800 zeigte es sich, daß keine Importe, mit Ausnahme des offiziell verbotenen, aber begehrten Opiums, zum Handelsbilanzausgleich mit China möglich waren. Der chinesische Markt war dafür aufnahmefähig und der Verbrauch weit verzweigt. Der Anbau und Verkauf von Opium (außer für medizinische Zwecke) war jedoch seit 1729 durch ein Edikt des Kaisers Yungcheng, verboten und damit auch der Import. Dennoch blühte weiterhin ein beträchtlicher Schmuggel, bei dem die zuständigen Behörden bestochen wurden. Ausländische (vornehmlich britische) Kaufleute beteiligten sich gern aus den erwähnten Gründen an diesem äußerst profitablen Geschäft, und so kam es zu weiter wachsenden Reibereien, gegenseitigen Anschuldigungen und Schwierigkeiten.

Hinzu kam noch die lukrative Anwerbung chinesischer Arbeitskräfte für koloniale Dienste im briti-

schen Weltreich und in den USA. Auch dies verstieß gegen die „Abschottung“ und wurde zu einem stetig wachsenden Zankapfel ebenso wie ständig neue chinesische Maßnahmen, welche die Umgehung der offiziellen, oft schikanösen Gesetze durch die „Westeners“ verhindern sollten. 1839 waren die Unstimmigkeiten so weit gediehen, daß ein hoher kaiserlicher Beamter, Kommissar Lin, aus Peking nach Guangzhou entsandt wurde, um Ordnung in die Dinge zu bringen. Er ging „unparteiisch“ vor, indem er einerseits die chinesischen „Hong“-Kaufleute ermahnte, ihre westlichen Partner zur Einhaltung der Gesetze zu bewegen, andererseits aber die fremden Kaufleute aufforderte, ihr auf chinesischem Territorium gelagertes Opium abzuliefern. Neben vielen Maßnahmen, dies zu erzwingen, wurde der „Hong“-Distrikt abgesperrt und die Ausländer daran gehindert, Guangzhou zu verlassen.

In langen Verhandlungen wurde schließlich die verhängte Ausreisehinderung aufgehoben und die Abgabe des Opiums erreicht. Die behördliche Verbrennung der in Guangzhou gelagerten, in britischem Besitz befindlichen Opiummengen und das schnelle Wiedereinsetzen der illegalen Aktivitäten führten dann schließlich zu den Spannungen zwischen Großbritannien und China, die letztlich zum (Opium-)Krieg geführt haben.

Interessant ist, daß die Bezeichnung „Opiumkrieg“ für die militärische Auseinandersetzung daraus entstanden ist, weil Kommissar Lin sich in einem direkten Schreiben an die Königin Victoria in London wandte und um Hilfe bat, den Opiumimport aus Indien nach China zu verbieten, ohne dabei die Schikanen und Querelen zu erwähnen, die von den chinesischen Behörden dem ausländischen Handel auferlegt und auch noch ständig verschärft wurden. Nur das „Opium“ stand also sozusagen am Pranger.

Die Geschichte Chinas ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wäre möglicherweise anders verlaufen, wenn man von Anfang an den Fremden aus dem Westen Erkundungen nach anderen Möglichkeiten für einen Handelsbilanzausgleich nicht verwehrt hätte.

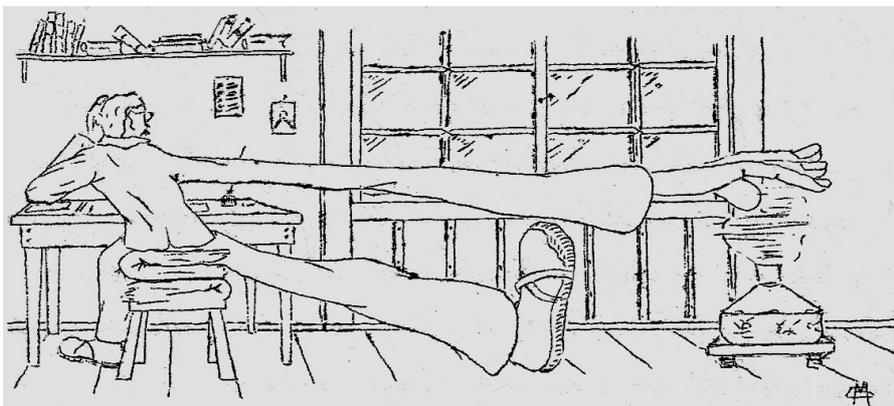
Soweit es England betraf, standen die chinesischen Beschränkungen des “Free trade” in direktem Gegensatz zu dem von England auf seine Fahnen geschriebenes Prinzip des „freien Handels“, ein im 19. Jahrhundert durch den Liberalismus (siehe Adam Smith: “The wealth of Nations”, Ldn. 1776). etablierter Glaubenssatz, dessen Verletzung nicht geduldet werden durfte. Wie wäre die Geschichte der Beziehungen Europas mit dem Reich der Mitte verlaufen, wenn von Anfang an ein freier Handelsaustausch möglich gewesen wäre?

³ Chong Su See: The Foreign Trade of China, S.134f.

Aus der Lagerzeitung „Die Baracke“ „No. 23. Kriegsgefangenenlager Bando. 3. März 18.“

Am Barackenfenster

Draußen pfeift der Nordwestwind um die Baracken und läßt die Menschen vor Kälte erschauern. Drinnen sitze ich in meiner Bude am Barackenfenster. Unser dem Herzen und der Börse teurer Hibachi¹ verbreitet in meinen engen vier Papierwänden eine angenehme Wärme, und ich blicke mit dem inneren Wohlbehagen des Geborgenseins hinaus in die unfreundliche Außenwelt.



Dort verbirgt sich die liebe Sonne alle Augenblicke hinter weißgrauen Wolken. Der Wind scheint oft erstorben zu sein, dann aber tritt er wieder in einzelnen Stößen auf und zeigt recht eindrücklich, daß er noch am Leben ist. Dabei erhebt er sich manchmal mit der Heftigkeit eines gereizten Raubtieres, rüttelt an meinem Fenster, stürzt sich auf Decken, Handtücher und andere Wäsche, die das Straßensbild zwischen den Baracken zieren (?), reißt sie wütend von der Leine und trägt sie auch wohl weit, weit weg, unbekümmert, ob es sich dabei vielleicht um frischgewaschene, noch feuchte Wäsche handelt. Der bedauernswerte Eigentümer flucht auf Wind und Wetter und – Werft,² die nicht einmal brauchbare Wäscheklammern in den Handel zu bringen vermag, nach denen doch in dieser windigen Gegend zweifellos ein dringendes Bedürfnis vorliegt. Manchmal, wenn sich Staubwolken an meinem Fenster vorüberwälzen, ist nicht der Wind der schuldige Teil, sondern die besenschwingende Korporalschaft³ vom Dienst. Dann merke ich, daß Sonnabend ist, daß der Dienst wechselt, aber nicht

abgenommen wird, wenn die Gegend nicht tipp-topp sauber ist. Bleibt die Sonne einmal länger weg, dann ist's, als ob das graue Elend durch das Lager schritte, dann laufen die Menschen rascher, um der Unfreundlichkeit des Wetters zu entgehn.

Von meinem Sitz am Fenster sehe ich ein gutes Stück des Lagerlebens sich vor meinen Augen mittelbar oder unmittelbar abspielen. Wie der Arzt den

Puls des Kranken befühl und daraus seine Schlüsse zieht, so beobachte ich von meinem Platze aus den Pulsschlag des Lagerlebens und folgere daraus alles Mögliche. An der Kleidung der Vorübergehenden, am Zeitmaß ihrer Bewegungen, an dem, was sie tragen, kann ich vielfach untrüglich das Woher und Wohin, den Zweck ihres Weges feststellen.

Sehe ich zum Beispiel früh gleich nach dem Kaffeetrinken Kameraden mit widerwilligem Gesicht und gezücktem Messer der Küche zustreben, so frage ich nicht lange: „Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!“ sondern weiß die Antwort im voraus: „Kartoffeln schälen, verstehst du mich!“ Allerdings, zieht die Messergarde etwas später vorbei, so handelt es sich nicht ums Kartoffelschälen, sondern höchstwahrscheinlich ums Rübenschaben. Gitte, gitte, ist das 'ne Arbeit! Bei der Kälte! Und die braunen Finger danach! Als es noch wärmer war, und manchmal Birnen zu schälen waren, da liefen die Messerhelden etwas rascher der Küche zu, denn die Beschäftigung war bedeutend wohlschmeckender. Kommen die Backschafter,⁴ an ein oder zwei dampfenden Eimern nicht allzu schwer schleppend, eilig daher, so muß ich mich von meinem Sitze erheben und zum Teller greifen, denn dann ertönt gleich das Kommando: „Ran!“ An den Futtertrog nämlich, und wer zu spät kommt, kriegt meistens nichts mehr ab, es sei denn, daß die Erbsen oder Bohnen gar zu maschinengewehrmunitionsmäßig hart und unverdaulich sind, was glücklicherweise in letzter Zeit nicht mehr vorgekommen ist. Bleibt etwas übrig, so

¹ Hibachi: Mobiles Öfchen, mit Holzkohle beheizt; weit verbreitet.

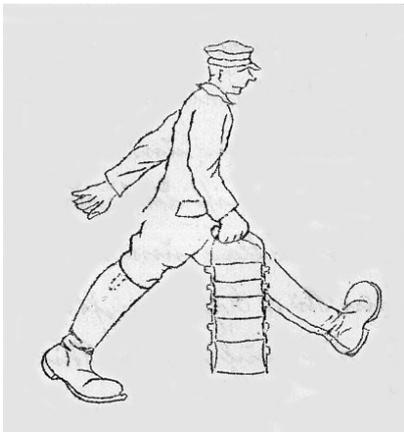
² Seemannssprachliche, spöttische Bezeichnung für die Produktionsstätte der Wäscheklammern.

³ Korporalschaft: Untergruppe einer Kompanie für den inneren Dienst.

⁴ Backschafter: Seemannssprachlich Angehöriger einer Tischgemeinschaft.

freuen sich Enten, Gänse und Hühner und deren Besitzer darüber. Bald nach Tisch kommen und gehen draußen Leute mit Büchern unterm Arm vorüber. Aha: Die Bücherei ist geöffnet.⁵ Nachdem jeder für des Leibes Notdurft gesorgt, soll oder kann er doch wenigstens sich auch etwas geistige Nahrung beschaffen. Viele tun es, das sehe ich täglich. Aber wie viele lassen es? Wieviel gute Bücher – und an denen ist hier kein Mangel! – hat jeder von uns in drei Jahren Kriegsgefangenschaft wohl gelesen? – Hm!?

Andere Gestalten, die draußen auftauchen, bringen mich bald auf andere Gedanken. Ich sehe jetzt, wie erst einzelne, dann immer mehr Kaffee- und Theekannen, irdene und blecherne, vorbeigetragen werden. Also gibt's kochendes Wasser in der Küche, und bald steigt mir der würzige Geruch des im Lager gebrannten vorzüglichen Kaffees in die Nase und lenkt meine Teilnahme vom Straßenleben, von Bildungsmöglichkeiten und Lesebedürfnis in Bando ab und auf die bekömmlicheren Sachen des Kaffeetisches.



Fragt mich einer: „Ist die Kantine schon auf?“, so brauche ich nur zum Fenster hinauszusehen, um die richtige Antwort zu finden. Da kommen Leute mit Tüten in

den Händen, mit verdächtigen Flaschen unterm Arm, beladen mit allem Möglichen, was es in der Kantine zu kaufen gibt. Einer hat so viel[e] Mandarinen erstanden, daß zwei Arme und Hände kaum ausreichen, die erhaltenen Früchte an den Leib zu pressen und ohne Unfall heimzubringen. Ein Piesel⁶ schleppt eine Kiste mit Bierflaschen auf der Schulter und schmunzelt dabei über das ganze Gesicht. Er rechnet wohl gerade aus, wieviel er an seiner Last verdient, und freut sich über die merkwürdige Erscheinung, daß auch Kälte und Geld-

⁵ In Bando befanden sich 1918 5.420 Bände der Kiautschou-Bibliothek, welche die Kriegsgefangenen, mit Genehmigung der Japaner, 1914 aus Tsingtau mitgebracht hatten. In der Zeit bis zur Schließung des Lagers kamen noch etwa 500 Bände aus diversen Beständen hinzu. Quelle: Aufsatz von Frau Prof. Megumi Shimura, übers. von Hellmut Klicker.

⁶ Piesel: Milieusprachlich abfällig für einen rangniedrigen Angehörigen der Wachmannschaft.

knaptheit dem Durste braver Deutscher keinen Abbruch zu tun imstande sind.

Früher kamen um diese Zeit viele Leute aus dem Norden und verrieten durch ein in Papier gewickeltes, sorgfältig getragenes Etwas, daß sie in der Bäckerei Geba eingekauft hatten. Seit die Geba aus dem Schlaraffenlande vertrieben und diesem Stadtteil ein gutes Stück Berechtigung zu diesem leckeren Namen geraubt hat, um der Vorstadt Tapatau etwas von ihrer Unwirtlichkeit zu nehmen, sehe ich diese sorgsam behandelten weißen Papierhüllen in umgekehrter Richtung dahinziehen. Manchmal wälzt sich auch eine weiße, runde Gestalt über den Weg, sie schiebt sich durch die Barackentür, und bald erschallt der zündende Ruf: „Lecker, Lecker ist da!“ Dann macht mancher seinen letzten Fünfer klar, um das Einerlei der Gefangenenkost durch ein Stück Kohldampfkuchen zu unterbrechen. Andere Leute, die auch so ein Stück Papier durch die Gegend tragen, dabei aber fester zugreifen als die Kuchenkäufer, zeigen, daß ihnen bei aller ostasiatischer Wurschtigkeit das Leben noch nicht so wurscht ist, daß sie einem Ende Wurst aus unseren Schlachtereien keinen Geschmack abgewinnen könnten. Die nächsten Verwandten der Wurst- und Kuchenkäufer sind wohl die Schmirgler,⁷ die mit dem zufriedenen Gesicht des Lebenskünstlers ein Häuflein auf ihrem Teller aus der Garküche oder Kegelbahnküche eiligen Fußes nach Hause tragen, um ihren Leckerbissen dort noch möglichst warm zu verzehren und – anderen den Mund wässrig zu machen. Gehn aber jüngere Kameraden mit tragbaren, pagodenförmigen Eßgeschirren vorüber, so ist es sonnenklar, daß darin die Kostbarkeiten aus der Offiziersküche für die größten Genießer des Lagers verborgen sind. Für andere, weiter vorgeschrittene Feinschmecker wird sogar japanisches Essen vorbeigetragen.

Sehe ich Leute mit Waschschüsseln nach oben wallen, so weiß ich, daß heute mal ausnahmsweise Baden ist, tragen sie aber Musikinstrumente, Notenbücher und Notenpulte, so zeigt das mir, daß der Baderaum wiederum höheren Zwecken dienen soll, daß also Probe eines unserer Orchester ist. Bücher und Hefte unter den Armen von Alten und Jungen verraten die Schüler, die zu irgendwelchem Unterricht eilen, Reißbretter die Zeichenjünger auf



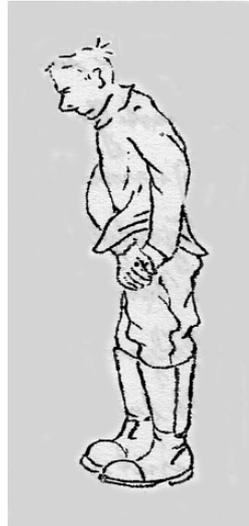
⁷ Schmirgler: Hilfskraft in der Küche.

dem Wege nach Baracke Eins, Schachbretter die Teilnehmer am schwebenden Schachturnier. Manche stumme Pantomime spielt sich draußen ab. Da kommt einer in höchster Eile angerannt. Auf einmal bleibt er mit einem plötzlichem Ruck stehen, der erhobene, nach vorn gestreckte Kopf senkt sich überlegend, die Hände fahren in die Taschen: er hat etwas vergessen, wahrscheinlich den Geldbeutel. Er macht kehrt, steht unschlüssig da und kramt weiter in den Taschen herum. Plötzlich ein neuer Ruck, der zusammengesunkene Körper strafft sich wieder, das in Falten gelegte Gesicht erhellt sich: das Gesuchte ist gefunden; unser Mann macht wieder Front, und weiter geht der unterbrochene Lauf in beschleunigtem Zeitmaß. Oft werden Stühle und Schemel in größerer Zahl vorbeigetragen, dann ist sicher Vortrag oder Konzert in Baracke Eins, und jeder will sich einen guten Platz dort sichern.

Eine regelmäßige Erscheinung sind die Fußball- und Treibballspieler, die mit derben Sportschuhen an den Füßen, Schienen an den Schienbeinen, Treibballschlägern in den Händen, manche mit Generalsstreifen an den dünnen Höschen hinaus auf den Sportplatz eilen, dafür bleiben die Tennisschläger und die Schlagballhölzer schon lange gänzlich aus. Nicht selten fällt mir auf, daß der oder jener, der früher mit zwischen den Spielern war, jetzt darunter fehlt. Dann sehe ich ihn wohl manchmal langsam vorbeihinken, ein lahmes Bein nach sich ziehen, und weiß nun, daß auch er ein Opfer des Sports geworden ist. Ein Kapitel für sich könnte man denen weihen, die ich mit den Worten begrüße: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten ...“. Doch obgleich dieses Kapitel die Feiertage über wieder an der Tagesordnung war, unterschlage ich es hier lieber, weil es neben Bildern herzhaften Humors unerfreuliche Begleiterscheinungen wie Faustrechtäußerungen, als Ausguß mißbrauchte Nachbarfenster usw. zu unerquicklich machen. – Eine andere unerfreuliche Erscheinung ist der Wagen mit den Speiseresten. Bei dessen Nahen heißt es: Fenster und Nase zu, sonst schmeißt einen schließlich so eine übelriechende Luftwelle oder Gaswolke um.

Allerhand Merkwürdiges und Spaßiges habe ich schon, an meinem Fenster sitzend, erlebt. Im Sommer erhielt ich einmal während des Kaffeetrinkens durchs offene Fenster den Besuch von drei zahmen Feldlerchen, die auf meinem Kaffeetisch herumhüpften, als ob sie hier zu Hause wären, und mir Butterkuchen aus der Hand fraßen. Ein ander Mal watschelte eine Entenschar, die sich verlaufen hatte, aufgereggt und kreischend vorbei und suchte in höchster Angst ihren Stall. Unsere Lagerhunde erfreuen mich des öfteren mit ihrem Anblick, indem sie sich einmal spielend jagen und vertragen,

das andere Mal balgen und beißen. Die Katzen, deren drolligem Gebaren ich manchmal zusah, sind leider vor meiner Baracke gänzlich verschwunden, ob mit oder ohne Nachhilfe von Hühnerfreunden und Katzenfeinden, wer weiß. Darüber freuen sich die Spatzen, denen jene manchmal nachstellten, und treten jetzt vor meinem Fenster scharenweise und mit großer Dreistigkeit auf, um sich die ausgestreuten Brosamen zu einem köstlichen Mahle werden zu lassen.



So ist zwar die Aussicht von meinem Fenster keine besonders schöne. Der Blick sieht nicht in die Natur, nicht ins Weite, der Gesichtskreis ist nur beschränkt, an dem schmalen sichtbaren Streifen des Himmels kann ich wenig hübsche Wolkenbildungen beobachten, aber ich werde auch durch keinen Stachelzaun, keinen Posten, durch kein aufgepflanztes Seitengewehr an meine Lage erinnert. Die abwechslungs-

reichen Bilder, die wie im Lichtspieltheater dauernd an meinem Auge vorbeiziehen, sind oft recht unterhaltend und geben mir unaufhörlich Aufschluß über alle möglichen Seiten unseres hiesigen Lebens. So wird mein Fensterplatz auch zu einem typischen Abbild unseres ganzen Kriegsgefangenen-daseins, das uns den lieben Nächsten mit allen seinen Eigenheiten, Fehlern und Schwächen bis zum Überdruß kennen lehrt, uns oft erlaubt, wie mit einer Röntgenstrahlenlaterne in die geheimsten Winkel seines Herzens zu leuchten.

Während ich noch aus meinem Fenster sinnend blicke, tönt das Abendmusterungssignal an mein Ohr. Ich will aufspringen, zum Antreten eilen, da fällt mir gerade noch ein: „Du bist ja nicht mehr in Marugame, sondern in Bando.“⁸ Also bleibe ich sitzen. Eine ganze Weile vergeht. Endlich kommt einer aus der gegenüberliegenden Baracke heraus, die Hände in den Hosentaschen schlendert er über den Weg und geht oder bummelt zum Musterungsplatz. Bald kommt noch einer, dann immer mehr, und schließlich strömt es und drängt sich scharenweise zum Antreten. Jetzt wird es aber auch für mich Zeit, denn ich lege keinen Wert darauf, etwas Besonderes zu sein und zu haben, auf keinen Fall drei Tage. Also: Fenster auf und hinaus!

⁸ Bando hatte in Oberst Matsue einen verständnisvollen Kommandanten (vgl. StuDeO-INFO April 2007, S. 7f.), nicht so das Lager Marugame.

Familie Vehring damals auf Neuguinea und das Wiedersehen im Jahre 2007¹

Albert, Hilde und Luise Vehring

Zur Einführung: Albert Vehring, geboren 1885 in Bielefeld, hat sich in seinen jungen Jahren, um 1910 oder etwas später, als frisch ausgebildeter Schiffingenieur von seiner Reederei, dem Norddeutschen Lloyd, in den Fernen Osten versetzen lassen, um beruflich weiterzukommen. Da draußen hat er an einer Flußexpedition nach dem Sepik im damaligen Deutsch-Neuguinea teilgenommen. Die Liebe zu der Region hat ihn dort festgehalten. Zusammen mit seinem Partner Hermann Hornung kaufte er 1914 in Neu-Mecklenburg auf Neuguinea ein Stück Land, um eine Kokospalmen-Plantage aufzuziehen; er wurde nach Kriegsende 1919 enteignet. Bis 1925 arbeitete Albert Vehring dann zunächst in der Schaltzentrale eines Kohlebergwerks in Pulu Laut, einer Insel vor Südborneo, und später als Leiter der technischen Werkstatt eines Kohlebergwerks in Samarinda/Südborneo. Darauf kehrte er für einige Jahre nach Deutschland zurück.

Hildegard Vering geb. Nagel wurde 1902 ebenfalls in Bielefeld geboren. Sie gehörte den Zehlendorfer Diakonieschwestern an und war zuerst in der Heimerziehung tätig. Später lernte sie die Große Krankenpflege und arbeitete als freie Schwester in einem Altenheim in Ilsenburg. Ihre Bekanntschaft mit Albert Vehring rührte daher, daß zwei ihrer Schwestern mit zwei Brüdern Vehring verheiratet waren. Im September 1933 reiste sie nach Neuguinea, um ihren Schwager zu heiraten.

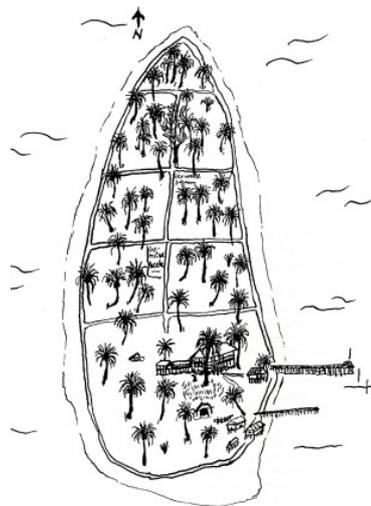
Albert Vehring beschreibt sein Leben auf Moes-Arar und seine Tätigkeiten dort

Ende 1925 verließ ich Samarinda und fuhr nach Deutschland. Es sollte noch vier Jahre dauern, ehe ich meinen Reichsschuldschein über die Verluste in Deutsch-Neuguinea erhielt. Es war nur ein Schein, also noch kein Geld. An der Börse hätte ich ihn verkaufen können, natürlich mit Verlust. Da sprang mein Bruder Wilhelm ein und kaufte mir den Schuldschein, der bis zum Auszahlungstermin mit 6 % verzinst wurde, ab.

Ende des Jahres 1929 reiste ich wieder aus. Der Abschied von meinen Eltern ward mir nicht leicht, denn es war wohl ein Abschied fürs Leben, wie es dann ja auch kam. Vorher hatte ich mit einem Südsee-Bekanntem wegen Informationen über Holländisch-Neuguinea korrespondiert, günstige Nach-

richten erhalten und darauf meinen Plan gebaut, eine Kokosnußplantage zu betreiben.

Dort fand ich die Insel Moes-Arar, eine kleine Koralleninsel, vor. Sie schien mir die beste zu sein. Sie war 25 ha groß (man konnte sie in einer $\frac{3}{4}$ Stunde zu Fuß umrunden) und sollte 9.000 Gulden kosten. Moes-Arar erhebt sich nur 1 bis 2 m über den Meeresspiegel und hat sandigen Boden. Der Urbusch war schon abgeholzt, und das Gelände bestand nur noch aus Sekundärbusch von ca. drei Jahren. Den habe ich in einem Jahr abgeholzt und dann Kokospalmen gepflanzt. Ende 1930 war ich damit fertig. Kurz zuvor war es gelungen, mein Eigentumsrecht als Erbpacht im Grundbuch eintragen zu lassen. Im Jahr darauf begann sich die Weltwirtschaftskrise bis hierher auszuwirken. Der Koprpreis fiel von zehn auf sechs Gulden, 1932 sogar noch weiter auf nur noch fünf Gulden.



Insel Moes-Arar. Im Norden ein hoher Urwaldbaum als Seezeichen

Die Pflanzung brauchte noch Jahre bis zur Rentabilität, ich mußte also Handel treiben, was ich in so großem Ausmaß nicht vorgehabt hatte. Weil ich den von „meiner“ Insel aus betreiben mußte, brauchte ich ein Motorschiff. Damit stiegen meine Aussichten, denn die chinesische Konkurrenz besaß nur Segelschiffe und noch wenig Kapital. Weil ich mit dem geringen Kapital, das ich besaß, auskommen mußte, entschloß ich mich zum Bau der „Lilli“, die von einem Motor angetrieben werden sollte. Leider erwies sie sich bald als zu klein, denn geschäftlich hatte ich gute Erfolge. Ich verkaufte sie der Missionsstation unter dem Vorbehalt, daß ich vor der Übergabe erst ein größeres Schiff, die spätere „Sedang“, fertiggestellt haben mußte. Ich machte mich sogleich an den Neubau, der folgende Maße aufwies: Länge 15 m,

¹ Quellen: Albert Vehring: Meine Lebenserinnerungen, 42 S. – Unter der Äquatorsonne. Über das Leben von Albert und Hilde Vehring in Neuguinea. Briefe und Berichte zusammengestellt von Hilde und Luise Vehring, 169 S.

Breite 4 m und Tiefgang 1,60 m im Bereich des Laderaums.

Die holländische Regierung drängte mich, mit der leistungsfähigeren „Sedang“ in den Handel mit Dammar (Baumharz) einzusteigen, der noch immer in den Händen der Chinesen von Ambon lag, wobei deren Transporte nur mit allzu langsamen Segelschiffen erfolgten.

Zur selben Zeit war ich meiner Ansicht nach wirtschaftlich im Stande, eine Familie zu gründen, obwohl die Weltwirtschaftskrise noch nicht überstanden war. Am 7. November 1933 heiratete ich Hildegard Nagel in Sorong, obwohl ich mit dem Bau unseres Wohnhauses – im alten Stil – erst begonnen hatte, als sie auf Moes-Arar eintraf. Im März 1935 wurde unsere Tochter Luise in der Missionsstation von Manokwari, der damaligen Hauptstadt von Nordwest-Neuguinea, geboren. Im Oktober 1936 kam, ebenfalls dort, unser Sohn Wilhelm zur Welt.

Hilde Vehring schreibt ihren Angehörigen aus Moes-Arar

22. Februar 1934 – Guten Morgen, Ihr Lieben! Na, da wären wir ja wieder, ein bißchen schlapp noch von der überstandenen Krankheit [*einem schweren Malariaanfall*], aber im übrigen wieder ganz vergnügt und munter. Es waren gerade keine schönen vier Wochen, die hinter mir liegen, aber Albert hat mich rührend lieb gepflegt. – In den letzten Wochen habe ich nicht gerade viel erlebt, und da ich Euch schon mal von unseren Haustieren erzählen möchte, so kann ich es ja jetzt tun.

Die größten, das sind die Schweine, von denen am wenigsten zu berichten ist, die laufen den ganzen Tag frei in der Pflanzung herum, aber nur in der Nähe des Hauses. Die werden nachmittags gerufen, indem der Junge mit einer Eisenstange an eine größere freihängende Eisenstange schlägt, so daß es ein läutendes Geräusch gibt. Auf dieses Zeichen hin finden die Schweine sich dann ein, um mit Sagobrei gefüttert zu werden. Auch die Enten, die sich tagsüber am Strand amüsiert haben, kommen auf dieses Zeichen hin wieder in den Stall.

Hühner haben wir wohl an die hundert Stück. Der Hühnerstall wird von ihnen nur schief angesehen. Dort habe ich noch nie ein Huhn gesehen, aber keine Palme und kein Dach ist zu hoch, um nicht darauf ein Plätzchen für die nächtliche Ruhe zu finden. Von den Dächern werden sie allerdings von Albert immer heruntergejagt. An allen Ecken und Kanten hat Albert Hühnerkästen angebracht, z.T. so hoch, daß ich nicht hineinsehen kann und mir einen Stuhl holen muß, um die Eier herauszuholen. Zum Eierholen benutze ich immer das von Mutter geschenkte Obstkörbchen. Es kommt mir dann oft

vor, als ginge ich Ostereier suchen, denn mit Vorliebe verstecken die Hühner ihre Eier im Gras und unter heruntergefallenen Palmenblättern. Wenn ich so ein Nest nicht finde, kommt nach einigen Wochen die Henne ganz stolz mit einer Herde Küchlein an.



Der Prau am Strand mit Anleger, im Hintergrund Waigeo

um, daß es mir manchmal leid tut. Das Taubenhaus war mit der Zeit so windschief, daß es fortgetan ward.

Katzen haben wir nicht mehr als fünf, drei weiße mit x schwarzen und braunen Flecken, eine graue und eine schwarze. Bei jeder Mahlzeit stellen sie sich ein, liegen zu unseren Füßen, lauernd, ob nicht ein Stückchen für sie abfällt. Wir geben ihnen absichtlich nichts, damit sie sich nicht die Bettelei angewöhnen. Den ganzen Tag liegen sie faul in der Sonne und schlafen oder suchen trotz tropischer Hitze die Wärme des Herdes auf. Ihr Abendbrot müssen sie sich selbst suchen in Gestalt von Ratten und Mäusen.

Ja, leider auch von Ratten, von denen ich schon welche über das Dach laufen sah. Glücklicherweise sind es nicht so viele. Mäuse gibt es um so mehr, vor allem im Laden, aber auch im Wohnhaus. Da war doch ein Mäuslein so kühn, am helllichten Tag auf meinem Tisch herumzutanzten, an meinem Wasserglas und allem, was auf dem Tisch herumstand, zu schnüffeln, ohne zu bemerken, daß ich es von meinem Bett aus beobachtete. Am Abend hat Albert ihm eine Falle gestellt mit einem Stückchen gebratenem Fisch darin. Als Albert am Tisch saß und mir vorlas, kam das Mäuschen, um sich den Leckerbissen zu holen, da war es um das Tierchen geschehen.

Ein nützliches Haustier ist der Schitschak, ein eidechsenähnliches Tierchen, das an den Wänden und unter der Decke herumkrabbelt. Nützlich deswegen, weil es die Insekten und auch die großen Kakerlaken frißt. Die Kakerlaken sind maikäfergroße Käfer, eine Wanzenart, abscheuliche Tiere, die gern in die Schränke und Kisten kommen und das Zeug anfressen, nichts ist vor ihnen sicher. Weil die Schitschaks Jagd auf Kakerlaken machen, läßt man sie gern leben. Sie haben nur eine unangenehme Angewohnheit, sie legen ihre Visitenkarte gern auf etwas Weißes, sei es das Tischtuch,

Die Täubchen sind nun schon, bis auf eins, in den Kochtopf gewandert, weil Albert sie nicht mehr haben will. Nun fliegt das eine immer so alleine herum,

mein weißes Kleid oder auf den Brief, den ich Euch schreibe. Gewiß hat er Euch auch einen Gruß schicken wollen. Ein anderer unangenehmer Geselle ist die Heuschrecke, wohl zehnmal so groß wie bei uns daheim der Grashüpfer. Von diesen Heuschrecken gibt es in der Pflanzung eine ganze Menge, die uns mit ihrem schrillen, schnakenden Geschrei jeden Abend ein Wiegenlied singen.

Nun noch ein Geschichtchen von dem Einsiedlerkrebs, der sich auch gern unerlaubterweise ins Haus schleicht. In der Badestube war vor einiger Zeit eine ganze Familie auf einmal, große und kleine, an die zehn Stück. Sie bekamen aber gleich einen Guß Wasser von mir, so daß sie auf dem schnellsten Wege den Ort verließen. Mit Vorliebe gehen sie in den Laden. Da sie gern ihr Haus wechseln, wenn ihnen die Muschel zu klein wird, so sind ihnen die teuer erstandenen Borlamuscheln, die Albert im Laden lagert, scheinbar gerade als neue Behausung recht willkommen. So kam denn eines Tages so ein Krebs recht vergnügt den Gang entlang spaziert. Ein anderer hat sich so sehr an einer Tonpfeife vergriffen und wäre wohl mit diesem Raub davongeschlichen, wenn der lange Stiel der Pfeife es zugelassen hätte, unbemerkt zur Tür hinauszukommen. So, nun habe ich Euch aber eine lange Geschichte von den Tieren geschrieben und Euch hoffentlich nicht damit gelangweilt.

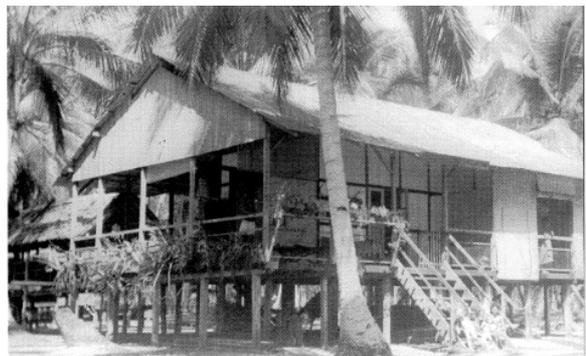
16. Mai 1934 – Am Pfingstsonntag wollen Albert und ich zusammen nach Saonek fahren. Unser Hausbau neigt sich langsam aber sicher seinem Ende zu. Ganz so schnell, wie Albert vorher dachte, ist er doch nicht fertig geworden. Augenblicklich wird am letzten Drittel der Wohnveranda gearbeitet, die dann unsere gute Stube für alles ist. Wir hoffen, das Haus ganz fertig zu haben, wenn am 15. Juni Herr Missionar Kamma kommt, dann könnten wir Einweihung feiern, und Herr Missionar wäre wohl der erste Gast. Im Augenblick wohnen wir auf dem fertigen Teil der Veranda, da aber alle Möbel hier auf kleinstem Raum zusammengestellt sind, so ist es nun reichlich eng und ungemütlich. Das ist aber nur vorübergehend, nachher wird es um so freier und schöner, da könnten wir Kegel spielen auf der Veranda, bei 13 m Länge und 3 m Breite. Der letzte Teil der Veranda wird mit einer Jalousie abgeteilt, dahinter bekomme ich meine Nähecke. Ein Tisch, mit der Nähmaschine darauf, wird dort sein und die beiden gehobelten Kisten. In der einen habe ich die Stoffe und Schnittmuster aufbewahrt. Die geschlossenen Kisten sollen mir als Zuschneidetisch dienen.

Wenn ich in Euren Briefen immer wieder lese, daß Ihr uns um die ewige Sonne beneidet, dann muß ich manchmal lachen. Bis jetzt habe ich, glaub' ich, mehr Regen- als Sonnentage erlebt, obwohl es

selten vorkommt, daß es wirklich von morgens bis abends durchregnet. Es wird immer zwischendurch wieder schön und infolge des Sandbodens auch schnell wieder trocken. Viel Regen haben die Palmen gern, und der Kohl wuchert geradezu, so daß wir kaum so viel essen können.

14. Juni 1939 – Albert ist zur Zeit auf einer Reise um Waigeo [herum] nach Ajau [*Inselgruppe nahe dem Äquator*]. Er ist mit dem Handel jetzt ganz zufrieden. Unsere neueste Errungenschaft ist ein Radio, an dem wir schon viel Freude haben, es klingt gut, und wir haben von 22 Uhr abends an bis 1 Uhr nachts auch guten Empfang vom Deutschlandsender Berlin. Tagsüber kann man den Sender von Batavia hören, der aber erst gegen Abend klarer wird. Manchmal haben wir nun schon abends ein Konzert gehabt, einige Male bin ich bis 24 Uhr aufgeblieben, um um 22 Uhr die deutschen Berichte zu hören und was es im „Deutschen Echo“ Interessantes gibt.

5. September 1939 – Mit wehmütigen Gedanken schreibe ich Euch, und ihr könnt Euch denken warum. Hatten wir doch gehofft, daß es noch eine friedliche Lösung gibt, und nun Krieg – da können wir nur den lieben Gott bitten, daß es nicht lange dauert, sondern bald Frieden gibt. – Wir freuen uns, daß wir jetzt das Radio haben, und wenn ich abends gespannt auf die Zeit warte, wann es die Nachrichten gibt, dann muß ich oft an die Zeit denken, als wir Kinder 1914-1918 stundenlang vorm „Generalanzeiger“ standen, um das Extrablatt zu holen, auf das der Vater mit Ungeduld wartete.



Das neue Haus auf Moes-Arar

Albert Vehring berichtet weiter

Auf Moes-Arar hatte sich auch manches geändert. Das neue Wohnhaus, ein Koprasschuppen und die „Sedang“ waren fertig. Beim letzteren fehlte nur noch der Einbau der Maschine, die aber aus Deutschland schon unterwegs war. Als dann alles fertig war, kam die Abnahme durch die Regierung. Den Maschinisten stellte ein Junge von meinen Arbeitern. Einen Kapitän mußte ich einstellen, da ich als solcher nicht offiziell fungieren durfte, weil ich Deutscher bin. Natürlich war ich selber beides

in einer Person. Nun trat ich als Konkurrent in das Dammar-Geschäft ein. Die Qualität wird durch Beamte begutachtet und in Klassen eingeteilt. Bis zum Kriegsausbruch habe ich die Chinesen immer geschlagen. Mir kam besonders zugute, daß die Preise dauernd stiegen. Bei stark schwankenden Preisen wäre es für mich, da man oft an die vier Wochen warten mußte, bis der Dammar in Makassar zum Verkauf kam, ein Risiko geworden. Ab 1935 und 1936 besserten sich die Preise langsam für Kopra.

Mein Handel ging gut, denn ich hatte eine gute Hilfe. Der Chinese Tan Dian Hoo war früher selbstständig, jetzt war er in der schlechten Zeit bei mir, d. h. nur bei meinen Fahrten half er mir beim Ein- und Verkauf, er war auch ein guter Koch. Bei seinem Hausneubau half ich ihm finanziell, dafür stand mir immer ein Zimmer mit Einrichtung zur Verfügung, wenn ich auf Handel bei ihm vorbeikam. Tan Dian Hoo war in jeder Beziehung ein grundständiger Mann, ich habe ihm jedes Jahr einen Teil seiner Schulden erlassen.



Am 10. Mai 1940 brach der Krieg mit Holland aus. Früh morgens um 6 Uhr wurde ich interniert, das heißt, ich wurde vom holländischen Kontrollboot abgeholt nach Sorong und wurde zusammen mit den Herren Stiller und Kern in ein beschlagnahmtes Wohnhaus eingewiesen und von einheimischer Hilfspolizei bewacht. Von Ternate kam am anderen Tag der Dampfer und brachte Hilde aus Menado/Celebes mit, die dort zum Zahnarzt war. Die Kinder, Luise und Wilhelm, hatte sie während dessen bei dem Missionarshpaar Kamma in Sorong zur Betreuung abgegeben. Alle drei wurden auch interniert und zu uns gebracht. In Sorong blieben wir, bis der Regierungsdampfer „Albatros“ uns nach Ambon brachte. An Bord mangelte es in dem kleinen Laderaum an frischer Luft, und die Folge war, daß wir alle krank und einige von uns ausquartiert wurden. Hilde war mit den Kindern in einer Kajüte untergebracht. Im ganzen waren wir 49 deutsche Männer, als wir in Onrust bei Batavia (heute Jakarta) eintrafen. Von Onrust

ging der Transport der Frauen – es waren wohl sieben – mit ihren Kindern nach Semarang auf Java, von da weiter nach Banjoe-Biroe.

Zusammenfassung der darauf folgenden Ereignisse: Vom malariaverseuchten Lager Banjoe-Biroe kamen die internierten Frauen und Kinder bald in das Beschermingscamp (Schutzlager) Salatiga in Mitteljava, ein ehemals chinesisches herrschaftliches Anwesen mit einer großen Parkanlage. Das Camp wurde von holländischen Angehörigen der Heilsarmee betreut. Nach eineinhalb Jahren Lagerhaft wurde Hilde Vehring mit ihren Kindern zusammen mit Hunderten von deutschen Frauen und Kindern außer Landes gebracht. Hilde Vehring hatte sich für Nordchina gemeldet, und so verbrachten die drei die nächsten fünf Jahre inmitten der deutschen Gemeinde in Tientsin, bis sie im Sommer 1946 nach Deutschland repatriert wurden.

Die Männer wurden von Onrust weiter in das zentrale Camp Kota Tjane verbracht. Als die Japaner im Dezember 1941 unaufhaltsam auf Singapur und Niederländisch-Indien vordrangen, wurden die Internierten nach West-Sumatra verlegt. Am 17. Januar 1942 begann ihr Abtransport auf drei Schiffen vom Hafen Sibolga nach Britisch-Indien. Albert Vehring befand sich auf der „Van Imhoff“, die infolge eines Bombardements durch japanische Flugzeuge am 19. Januar gegen 6 Uhr abends sank.¹ Zum Glück kannte er das Schiff von früher, so daß es gelang, ein von den Holländern zurückgelassenes kleines Boot ins Wasser zu lassen. „Im Ganzen nahmen wir 14 Männer auf. Der Freibord betrug 10-12 cm, damit war es übertoll. Wir ruderten zum Backbord-Fallreep, um uns zu proviantieren [...]“ Nicht zuletzt dank seiner seemännischen Erfahrung erreichte das Boot nach vier Tagen das südwestliche Ufer der Insel Nias. So gehörte er zu den 66 von insgesamt 478 Männern, die den Schiffsuntergang überlebten.

Die folgenden Jahre verbrachte Albert Vehring auf abenteuerliche Weise auf Sumatra und Java, bis er im Dezember 1946 wieder mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Deutschland vereint war.

Luise Vehring auf Spurensuche vom 2. bis 17. Februar 2007

Schon lange war es mein sehnlichster Wunsch, die kleine Insel Moes-Arar wiederzusehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Niederländer West-Neuguinea aufgaben und es an Indonesien fiel, begann für die dortige Bevölkerung eine schwere Zeit. West-Neuguinea erhielt verschiedene Namen,

¹ Siehe Bericht im StuDeO-INFO April 2006, S. 9-13.

und die indonesische Regierung behandelte es wie eine Kolonie und die Papuas als Menschen zweiter Klasse. Das Land ist reich an Bodenschätzen und Naturhölzern, was Begehrlichkeiten weckt. West-Papua ist überwiegend christlich, und die Papuas haben eine andere Kultur als die der anderen Indonesier.

Durch die „Vereinigte Evangelische Mission“ (kurz V.E.M.) erfuhr ich, daß man inzwischen ohne weiteres als Tourist nach West-Papua fliegen könne. Pfarrer Hummel, Leiter des Netzwerkes West-Papua bei der V.E.M., half mir bei den Vorbereitungen. Sein einheimischer Schwager in Sorong werde mir auch gerne helfen.

Die Malaysia Airline brachte mich über Kuala Lumpur (Malaysia) nach Jakarta/Java, der Hauptstadt Indonesiens. Von da flog ich weiter, mit Zwischenlandungen in Makassar/Sulawesi (früher Celebes) und Biak (eine Insel bei Neuguinea), nach Jayapura, der Hauptstadt von West-Papua, wo ich am Morgen des 4. Februar ankam. Hier erfuhr ich, daß ich erst am 7. Februar nach Sorong weiterfliegen könne. Pfarrer Marquardt, der im Auftrag der V.E.M. als Dozent an der Theologischen Hochschule, die einheimische Pastoren und Religionslehrer ausbildet, mit seiner Familie in Jayapura lebt, nahm sich meiner an. Viele Frauen aus der Umgebung erhalten eine Ausbildung zur Diakonin, zur Gemeindehelferin oder zu anderen kirchlichen Diensten. In der Hochschule erlebte ich einen Gedenkgottesdienst zu Ehren der deutschen Missionare Ottow und Geissler, die im Jahre 1855 bei Manokwari an Land gingen. Gleichzeitig gab es auch eine Informationsveranstaltung über Aids, welches dort ein großes Problem ist.



Die Immanuelkirche in Sorong damals und heute

Sorong liegt an der Westseite von Neuguinea. Hier wurden meine Eltern im Jahr 1933 in der kleinen Immanuelkirche von Missionar Kamma getraut. Wie sieht das Kirchlein heute aus? Werde ich unsere kleine Insel wiedersehen? Im Hotel „Sahid-Mariat“ gut untergebracht, konnte ich mit einem Bootsverleiher verhandeln. Ich hatte alte Fotos von

der Insel und ihrer Umgebung mitgebracht, und mit viel Palaver konnten wir uns einigen.

Am 9. Februar, noch vor Sonnenaufgang, begann die Fahrt mit dem Boot hinüber nach Waigeo. Vor Waigeo liegt die Insel Saonek, einst Dampferstation und Umschlagplatz. Mein Vater brachte seine Waren hier zur „Van Imhoff“, die auf ihren Routen dort Halt machte. Nun begann die Bootsfahrt durch die wunderschöne Straße von Kaboi, die Waigeo von der Insel Garn trennt. Ich erinnere mich, daß meine Mutter schon davon schwärmte. All dieses wiederzusehen – die vielen Inseln – darauf der Urwald – hat mich sehr bewegt. Das Echo habe ich noch im Ohr, wenn unsere „Sedang“ damals – wie nun das Boot – durch die schmale Passage fuhr.



Die Straße von Kaboi 2007

Wir näherten uns Moes-Arar. Nach der halben Umrundung sah ich weder eine Brücke noch einen Steg. Ich sprang ins seichte Wasser. Verdorrte Palmenstämme lagen am Boden, Palmen und Sträucher überall. Die Insel ist schon seit langem unbesiedelt, deshalb gibt es keine Pflanzungen mehr. Die Bewohner der Nachbarinsel holen sich dort nur das, was sie brauchen. Wo einst unser Haus auf Pfählen stand, war kaum mehr etwas zu erkennen. Ich sah den Rest eines Brunnens und Betonreste von den Trockengestellen für die Kopra, den Darrern. Sehr schade – aber schließlich sind mehr als 65 Jahre seit unserer Vertreibung vergangen. Zurück in Sorong, besichtigte ich am nächsten Morgen mit Pfarrer Hummels Schwager die Stadt und die Immanuelkirche. Dreimal umgebaut steht heute da eine große Kirche. Nach fünf Tagen flog ich für drei Tage nach Manokwari. Die Stadt liegt an einer vielgestaltigen Bucht, und im Südwesten ist sie von hohen Bergen umgeben. Ich unternahm mehrere Spaziergänge durch Märkte, Nebenstraßen mit ihren Läden und am See entlang. Am letzten Nachmittag machte ich mich mit einem Taxi auf den Weg zu den nahen Hügeln, um das Kirchlein und das Missionshaus von Missionar Grondel zu suchen. Hier wurden mein Bruder und ich geboren. Etwas verändert steht die alte Elimkirche noch, daneben eine neue Kirche. Am 17. Februar endete meine erlebnisreiche Reise in die Vergangenheit.

Die militärisch-politische Lage bei und in Nanking gegen Ende 1937 und in der Zeit vom 13. Januar bis zum 21. März 1938*

1. Teil

Paul Scharffenberg

Shanghai, den 27. Dezember 1937

Im 22. November reisten Botschafter Trautmann, Gesandtschaftsrat Lautenschlager sowie die Konsultssekretäre Spengler, Hoth und Bresan, ferner die Stenotypistinnen Bründel und Zimmermann mit allen Deutschen auf dem für den Notfall gecharterten englischen Dampfer „Kutwo“ nach Hankow ab. In Nanking blieben zurück Dr. Rosen, Scharffenberg und Hürter sowie der Lettré Sun. Am 2. Dezember kamen der Botschafter und Dr. Lautenschlager mit einem Schnellboot des Seezolls noch einmal nach Nanking zurück und fuhren in der Nacht wieder ab.



*Kaffeerunde in der Deutschen Botschaft Nanking, 1937
im Bild v.li: ?, Hürter, Scharffenberg, ?, Hoth, ?*

Am 8. Dezember beschlossen die diplomatischen Vertreter von England, den U.S.A. und Deutschland, Nanking geschlossen zu verlassen, und darauf begaben sich Dr. Rosen, Scharffenberg und Hürter auf die im Yangtse stromauf von Nanking verankerte Hulk¹ von Butterfield & Swire, wo bereits ca. 20 Engländer mit ein paar Frauen und einem Kind waren. Die Unterkunft war eng und trotz aller Gastfreundschaft der Kolonial-Engländer doch bedenklich, weil im unteren Raume der Hulk etwa 500 Chinesen mit Kind und Kegel kampierten und nach ihrer Art 100 Feuerstellen unterhielten.

Am 11. Dezember kam ein englisches Schiff aus Hankow, legte neben der Hulk an, und wir Deutschen siedelten darauf über, jeder hatte eine Kabine für sich, und es war sehr schön dort, man konnte wieder baden und sich freier bewegen. Nach einem guten Tiffin hatte ich mich hingelegt zur Ruhe, da

¹ Englisch: Lastkahn; lt. Fremdwörter-Duden: abgetakelter, für Kasernen- u. Magazin Zwecke verwendeter Schiffskörper.

ging es los: Die Japaner, die inzwischen [bis] dicht vor Nanking vorgerückt waren, beschossen plötzlich vom Purpurberg aus mit zwei Geschützen die sämtlichen englischen Schiffe auf dem Yangtse! Alle Kapitäne gingen sofort mit Volldampf weiter stromauf, es war ein dolles Wettrennen, und durch die Schnelligkeit entgingen wir wohl Treffern, so wurden wir nur von Splittern beglückt. Die Fahrt ging weiter bis zum Anbruch der Dunkelheit, auf die sämtlichen Schiffe sind im ganzen 120 Schuß abgegeben worden, auf unseres, die „Whangpu“, 24 Granaten.

Nachdem wir vor Anker gegangen waren, kam der Kapitän wie ein Landsknecht mit Stahlhelm zu uns, und wir plauderten etwa eine Stunde mit ihm über das Abenteuer, als Befehl von der englischen Marine kam, zurückzufahren und die Hulk abzuholen. Nun ging es wieder gegen Nanking stromab zurück. Es dauerte lange, bis die Hulk frei war. Sie ist nämlich ein Stück von den englischen Flußkanonenbooten „Cricket“ und „Scarab“ festgehalten worden, weil sie keine Anker mehr hatte, und dabei haben sich die Ankerketten der beiden Kriegsschiffe gekreuzt, und das mußte bei Nacht entwirrt werden. Aber um Mitternacht waren wir wieder auf dem neuen Ankerplatz und wähten uns da in Sicherheit, aber ...

Am 12. Dezember, einem schönen warmen Sonntag, saßen wir beim Tiffin, als plötzlich japanische Bombenflieger erschienen und alle Schiffe bombardierten, neben der „Whangpu“ und der daran anhängenden Hulk schlugen dicht neun Bomben ein, es war ein doller Krach und in gewisser Weise aufregend. Wir warfen uns alle hin und suchten dann Deckung in den Gängen vor der Splitterwirkung. Die Beschädigungen durch Splitter und insbesondere durch den Luftdruck waren sehr groß, z.B. als ich im Speisesaal in Deckung lag, fiel beinahe der Heizkörper auf mich. Und der Rauchsalon sah aus, als ob eine Riesenkraft darin Kegel „Alle Neune“ geschoben hätte. Türen, Fenster, Tische und Stühle, die doch zum Teil angeschraubt waren, waren ein wüster Haufen!

Gleich nach dem ersten Angriff fuhren wir in einer Launch² nach dem englischen Kanonenboot „Cricket“, erlebten aber auf der Überfahrt den zweiten

² Englisch: Barkasse.

Angriff der Bomber, aber die Artillerie der beiden englischen Kanonenboote griff ein, ebenso bei dem späteren dritten und vierten Angriff, und die Japaner verdufteten bald. Die beiden letzten Angriffe erlebten wir auf der „Cricket“ und mußten dann jedesmal durch runde Öffnungen unter das Stahldeck gehen. Dr. Rosen und ich, beide in Pelzen, kamen gerade noch durch, denn an Bord ist ja alles für die schlanken Matrosen berechnet. Nach dem vierten Angriff mußten dann alle Frauen auf das Kanonenboot „Scarab“, wir blieben auf der „Cricket“. Wenn die Engländer nicht gefeuert hätten, wäre es uns schlecht ergangen. Um Mitternacht war dann noch einmal Alarm.

Inzwischen hatte der Draht nach Tokyo, London und Shanghai gearbeitet, und vom nächsten Tage an hatten wir Ruhe und das Gefühl der Sicherheit. Leider war ja zur gleichen Zeit unserer Angriffe weiter stromauf der amerikanische Schiffspark bombardiert und beschossen worden mit dem traurigen Erfolg, daß das Kanonenboot „Panay“ sank und zwei Öldampfer ausbrannten. Auch in Wuhu, also noch weiter stromauf, wurden Schiffe der englischen Marine beschossen. Eine Launch von der „Panay“ trieb bei der „Cricket“ an und wurde gesichert, ebenso ein paar Rettungsringe.

Am 13. Dezember blieben wir noch auf der „Cricket“, stiegen am 14. wieder auf die „Whangpu“ um, mußten aber am 15. wieder auf die „Cricket“, weil die „Whangpu“ nach Shanghai fahren mußte mit all den geflüchteten Engländern aus Nanking, die erst auf der Hulk waren, und einigen Flüchtlingen aus Wuhu und anderen Plätzen in Innern. Auf der „Cricket“ blieben Hürter und ich nur kurze Zeit und stiegen dann über auf das Ölschiff „Tien Kwang“. Auf der „Cricket“ schlief ich in der Kombüse, in der der Wein gelagert wird, aber auf der „Tien Kwang“ hatte ich eine feine Kabine. Nun machten wir lange Spaziergänge am Ufer in der schönen Sonne.

Am 18. Dezember siedelten wir über auf das Kanonenboot „Bee“, auf den der Admiral Holt uns ebenfalls freundlich aufnahm und nach Nanking mitnahm. Aber wir durften nicht herein, und so fuhren wir mit dem englischen Dampfer „Suiwo“ am 20. Dezember nach Shanghai, aber nur am Tage, und zwar unter Aufsicht von zwei japanischen Zerstörern. Ankunft in Shanghai am 21. Dezember abends. H. Rosen wohnt im Hotel, ich bei H. Hornemann und Hürter bei H. Stark.

Den Heiligen Abend feierten wir bei H. Stark bei Gänsebraten. Wir warten hier nun ab, wann wir wieder nach Nanking zurück können. [...] Es ist also heute entschieden worden, daß wir hier noch die Erlaubnis der Japaner abwarten müssen, wann wir nach Nanking dürfen, etwa Anfang Januar.

Ich muß dem Bericht noch etwas nachtragen: Also, auf unser Schiff, die „Whangpu“, sind im ganzen neun Bomben von den Sturzfliegern abgeworfen worden, eine ist nicht explodiert. Und auf alle Schiffe zusammen sind im ganzen neunzehn Bomben geworfen worden.

Als wir auf die „Tien Kwang“ kamen, also am 15. Dezember, sagte der sehr liebenswürdige und menschenfreundliche Kapitän: „Wenn Sie heute Nacht zufällig im siebenten Himmel aufwachen, so wissen Sie, daß der Tank No. 5, der ein Loch hat, in die Luft geflogen ist.“ Nette Aussichten, was? Aber alles ist gut gegangen. Die Engländer haben sich stets als sehr gut, ruhig, selbstbewußt, diszipliniert, kaltblütig und hilfsbereit erwiesen.

Im ganzen sind wir also in diesen Tagen neunmal umgestiegen, ich hatte glücklicherweise nur einen meiner gelben Lederkoffer mit Wäsche für acht Tage mit, nun werden es vier Wochen. Auf unserer abenteuerlichen Fahrt hatten wir bei uns das Motorboot von H. Hürter, die „Lark“ (Lerche), die uns sehr gute Dienste geleistet hat, zum Verkehr zu anderen Schiffen und zum Lande.

Eine Dienststelle der Deutschen Botschaft wieder in Nanking

*dnb Shanghai, 10. Januar. (Ostasiendienst)
Legationssekretär Dr. Rosen, Kanzler
Scharffenberg und Konsulatssekretär
Hürter, die am Freitag Shanghai an Bord
eines britischen Kanonenbootes verlassen hatten,
sind in Nanking eingetroffen. Damit nimmt die
Nankinger Dienststelle der Deutschen
Botschaft ihre Tätigkeit wieder auf.
Ihre nächstliegende Aufgabe ist die Betreuung
des deutschen Eigentums in
Nanking und die Feststellung der Schäden.
Soweit bekannt, sind 12 deutsche Häuser un-
beschädigt geblieben; der Umfang der Schäden an
den übrigen Häusern ist hier noch unbekannt.*

Nanking, den 13. Januar 1938

Es gibt in Nanking keinen Telegramm- und Postverkehr, keine Autobusse, Auto-Taxis und Rickshaws. Die Wasserleitung ist außer Betrieb, der elektrische Strom nur in die Häuser der Botschaft verlegt, aus den oberen Stockwerken darf aber kein Licht durchdringen. Die Englische Botschaft hat noch keinen Strom erhalten. Straßenverkehr gibt es nicht, da die äußeren Stadtteile gänzlich von den Chinesen und die inneren zum größten Teil von den Japanern niedergebrannt worden sind. Darin lebt jetzt niemand mehr, der Rest der Bevölkerung – etwa 200.000 – ist in der Sicherheitszone – dem ehemaligen Wohnviertel – interniert, dort vegetieren in einzelnen Häusern und Gärten – in Mattenzelten – bis zu je 600 Köpfe, die diese Zone nicht verlassen dürfen. Die Zone ist durch Wachen abgesperrt.³

³ Die zum Schutz von zivilen Flüchtlingen („Nichtkombattanten“) eingerichtete Sicherheitszone besaß keiner-

Die Straßen außerhalb der Zone sind menschenleer, die Ruinen bieten ein trostloses Bild, alles stockt: Also keine Hotels, Kinos, Apotheken, Läden, Märkte usw. – Nichts. Die Lebensmittel sind gefährlich knapp, in der Sicherheitszone ist bereits zu Pferde- und Hundefleisch übergegangen worden. Hürter ist gestern noch einmal durchgekommen und hat von Dr. Günther in der Zement-Fabrik in Hsi Sha Shan [*heute: Qixiashan*] für uns ein Schwein und einige Hühner gehamstert. (Die Englische Botschaft hat davon etwas Fleisch erhalten als Dank für die Aufnahme auf den Kanonenbooten.) Kaufen können wir sonst nichts.

An einen Warenverkehr, z.B. Absendung der Habe und des Umzugsguts der deutschen Flüchtlinge, ist vorläufig gar nicht zu denken; wenn in den betreffenden Häusern keine Leute geblieben sind, kann nichts gepackt, und wenn etwas gepackt ist, kann es nicht abtransportiert werden, denn Kulis oder Handwerker dürfen nicht aus dem Internierungslager [*gemeint ist die Sicherheitszone*] heraus.

Von den größeren Gebäuden sind niedergebrannt das Verkehrs-Ministerium, das neue Kino mit der Markthalle (Bazar) daneben sowie folgende deutsche Häuser: Kiessling & Bader, Hotel Hempel, Eckert und von Schmeling. Vollständig ausgeraubt ist die Pension Rohde und schwer ausgeraubt die Häuser Scharffenberg (Schaden etwa \$ 5.000), Streccius, Blume, von Boddien, Borchardt, Just, Senzeck, Lindemann, Kunst & Albers. Diese Liste ist noch nicht ganz abgeschlossen, zumal immer weiter geplündert wird.

Fast alle übrigen deutschen Häuser sind leicht angeplündert, meist einschließlich der Habe der chinesischen Dienerschaft. Vom Hause Scharffenberg ist ein chinesischer Polizist und von Boddien ein Kuli getötet worden. Bisher sind vierzehn requirierte Autos festgestellt worden, einigen weiteren sind Teile entnommen worden. Von den Plünderungen sind alle Nationen ohne jede Rücksicht auf die Flaggen usw. gleichmäßig betroffen worden, zumal die Plünderer fast immer über die Zäune von hinten eingedrungen sind. Die requirierten Autos des Botschafters und Hürters sind zurückgegeben worden, letzteres leicht beschädigt. Und für das ebenfalls requirierte Auto des Dr. Rosen und für den alten Dienstkraftwagen ist Ersatz gestellt worden.

In unseren Autos fährt seit heute immer einer der aus dreizehn Gendarmen bestehenden Wache der Botschaft mit. Wir leben hier wie Gefangene hinter Stacheldraht, denn man hat uns klargemacht, daß

lei militärische Einrichtung oder Bewaffnung. Die erwähnten Wachen sollten die Flüchtlinge vor Übergriffen von außen schützen.

das Verlassen der Stadt verboten ist; es kann also z.B. niemand nach Shanghai zurück.

Das Komitee⁴ unter John Rabe hat einschließlich der Amerikaner Fabelhaftes geleistet und u.a. das Waichiaopu⁵ in ein Hospital umgewandelt. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß sie Zehntausenden das Leben gerettet haben.

Die Wasserfrage ist auch sehr ernst, die Leitung funktioniert nicht, und Wäsche kann man nicht waschen lassen, denn die ganzen Tümpel sind verseucht, in alle sind Leichen hineingeworfen worden.



Haus Scharffenberg, Nanking 1937

Die neue Stadtverwaltung, die die Geschäfte von dem diese Tätigkeit jetzt tatsächlich ausübenden Komitee Rabe usw. übernehmen soll, kommt wegen des Verhaltens der Japaner auch nicht zu Stuhle. Eines der neuen Mitglieder, der bekannte Auktionator Jimmy, hat wenigstens Courage und hat den Japanern gesagt: „Wenn Ihr gegen mich seid, so erschießt mich lieber jetzt gleich!“

Von dem Verhalten der Japaner beim Einmarsch hier schweigt man am besten, es erinnert zu sehr an Dschingis Khan: Alles vernichten! Ein Oberstleutnant vom Stabe sagte mir, daß die Proviant-Kolonnen auf dem Vormarsche Shanghai/Nanking die Truppe an keinem Tage erreicht habe, und da kann man verstehen, daß sie sich hier wie die Berserker auf alles gestürzt haben. Und wenn ein Haus leer war, wurde es gleich niedergebrannt. [...] Und so ist es hier der gesamten zurückgebliebenen Weiblichkeit sehr, sehr schlecht ergangen. Mit den Herren, die das hier erlebt haben, kann man darüber nicht gut sprechen, sie erfaßt immer wieder das Grausen vor der Bestialität.

Es ist nun leicht gesagt, die Truppe sei aus der Hand geraten. Ich glaube das aber nicht, denn die asiatische Kriegsführung ist eben eine andere als bei uns. Umgekehrt wäre die Sache wahrscheinlich

⁴ Aus Staatsbürgern Dänemarks, Deutschlands, Großbritanniens und der USA bestehendes Internationales Sicherheitskomitee Nanking, dessen Vorsitzender der Deutsche John Rabe war.

⁵ Pinjin-Umschrift: waijiaobu (Außenministerium).

nicht viel besser verlaufen, besonders bei einiger Aufhetzung.

Die Seifenblase Nanking ist also geplatzt [*gemeint ist wohl die Vorstellung, Nanking zur neuen Hauptstadt zu machen*], es ist aber ein gewisser Trost, daß es nicht so zerstört ist wie nach der Tai-ping-Rebellion [*in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts*].

Die Ernte in der Stadt und auf dem Lande im Bereich der Besetzung verdirbt in der Erde, weil in der Stadt niemand heran darf und auf dem Lande die Bevölkerung geflohen oder beseitigt worden ist. Gemüse, Kartoffeln, Rüben usw. gehen zugrunde, und hier herrscht der Hunger.

* Auszüge aus Augenzeugenberichten von Paul Scharfenberg, Kanzler der Deutschen Botschaft in Nanking. Den ersten überschreibt er erstaunlicherweise, d.h. wenn man an das dort nach dem 12. Dezember stattgefundenen Massaker denkt, mit „Die interessanten Tage bei Nanking“, den zweiten dann nüchtern mit „Lage in Nanking am 13. Januar“.

Literatur: Wickert, Erwin (Hrsg.): John Rabe. Der gute Deutsche von Nanking. Stuttgart: DVA 1997. – Chang, Iris: Die Vergewaltigung von Nanking. Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkrieges. Zürich: Pendo Verlag 1999. Beiträge in StuDeO-INFOs: April 1997, Mai 2003, April 2005, September 2005, April 2007.

Radio-Freuden und -Sorgen in China in den Jahren 1936 bis 1946

Auszüge aus Briefen an die Eltern in Hamburg 2. Teil

26. Juni 1936: Ich muß wieder vom Radio erzählen – es ist unsere ganze Wonne! Der Apparat steht drinnen, und wir sitzen auf der Veranda und verstehen jedes Wort. Das Schönste ist immer der Briefkasten. Ob ihr den hört? Da gibt's erst Geburtstagswünsche, und dann werden die einzelnen Personen in den verschiedenen Städten begrüßt und bequatscht. Z.B. wenn Ostasien dran ist, werden in Tientsin welche aufgerufen, die an den Rundfunk geschrieben haben, oder wenn deren Angehörige in Deutschland Grüße bestellen. Sehr oft sind auch die Angehörigen selbst am Sender. Also, wenn Ihr in Berlin wäret! Wir wollen auch an das Haus des Rundfunks schreiben und werden daraufhin wohl von Berlin angepflaumt, die sind immer recht fidel. Ihr glaubt nicht, was das für Spaß bringt.

13. Juli 1936: Ich bin inzwischen im Besitze von einer Paddelkarte, einem Mamabrief, vielen Illustrierten, Stickgarn und Kaffeewärmer und den uns avisierten Mark 152,90 [*die Hälfte dessen, was das Radio gekostet hat*]. Ich danke Euch für alles herzlich, besonders danken Otto und ich für die Bereicherung durch den Radioapparat – was der uns für Freude macht, könnt Ihr gar nicht ermessen, zumal für uns andere Stationen (abgesehen vom Tientsiner Nachmittagskonzert) gar nicht mehr in Betracht kommen, sondern nur Deutschland – die einzige Station, die wir so klar wie Tientsin hören! Und Tientsins Programm ist ziemlicher Mist, außer chinesischer Sendung nur Schallplatten, und zwar

fast nur englische Schlager (abgesehen nachmittags) – immer der gleiche sentimentale Unsinn, der einem sehr auf die Nerven gehen kann. Es ist aber klar, daß sie nichts anderes bieten können – in China läßt sich unmöglich durchführen, daß jeder Empfänger zahlt – der Sender wird ausschließlich von einigen Europäern unterstützt. Fast jede chinesische Familie hier in Tangshan (die Armen und Ärmeren) besitzt ein Radio – zu \$ 2 (chin. Fabrikat) – und diese Leute können natürlich nicht monatlich \$ 2 Gebühren zahlen.

2. September 1936: Gleich werde ich mich wieder mit Vergnügen an meinen Nachmittagsstee machen und versuchen, im Radio Deutschland mit Richtstrahler nach Süd-



amerika zu erhalten (wenn da, so laut wie Tientsin!). Tientsin hat jetzt nicht mal mehr sein europäisches Nachmittagskonzert – wenn der Deutsche Sender nicht wäre, wäre es für Europäer sinnlos, einen Apparat zu haben. Die chinesische Unterhaltungsmusik ist – so gern ich chinesische Hochzeits- und Beerdigungsmusik höre – nicht zum Aushalten. Als wir die Olympiaglocke [*aus Berlin*] im Radio hörten, dröhnte unter unseren Füßen der Fußboden!

18. Oktober 1936: Tientsin spielt „Die ganze Welt ist himmelblau“, aber französisch gesungen. Deutschland hat seit einiger Zeit seit mittags 1 Uhr bis durchgehend 12 Uhr nachts Programm so laut wie zur besten Nachtzeit. Nächstes Mal können wir mal zur Olympiade gehen, ätsch – in vier Jahren nach Japan! – Japan setzt sich hier immer mehr fest, um den Tangshaner Bahnhof herum sprießen die koreanischen und japanischen Lokale wie Pilze aus der Erde – es lebe das Opium, trotzdem dieserhalb in Tientsin alle Augenblicke Köpfe rollen. Nach Tientsin kommen immer mehr [japanische] Truppentransporte, trotzdem es eigentlich „verboten“ ist.

Deutsche Radioapparate gibt es hier übrigens auch in Tientsin zu kaufen (Telefunken), aber was nützt das, wenn man damit Deutschland nicht bis schlecht hören kann?

7. Dezember 1936: Deutschland haben wir natürlich immer im Radio, nur jetzt erst ab 4 Uhr nachmittags – augenblicklich redet er seine Nachrichten wieder so laut, daß er mich stört¹ – ich wünsche zarte Musik! Der deutsche Sender hat uns gerade gestern das Monatsprogramm geschickt und uns um unsere geehrte Meinung über ihn und seine Leistung befragt – na, ihm wird genaue Auskunft werden. Besonders, daß ich endlich mal die „Regentropfen“² zu hören wünsche, die mir noch nie zu Ohren kamen.

28. Dezember 1936: Eben in dieser Sekunde ist etwas Überwältigendes passiert! Ich kann es noch kaum fassen – habe die ganze Zeit Deutschland im Radio, sehr nettes Jodelprogramm. Und eben höre ich – zum ersten Mal, heiß ersehnt: die – „Regentropfen“! Deutschland versucht ja recht oft, an unsere Tränendrüsen zu appellieren, sie wollen anscheinend bei uns Auslandsdeutschen in „Heimweh“ machen, und da man die Absicht merkt, bleibt der Erfolg natürlich aus. Aber eben ist mir beinahe anders geworden – Euch sicher recht unverständlich. – Nach den „Regentropfen“ kam „Solveigs Lied“ und eben „Röslein auf der Heiden“ – merkwürdige Zusammenstellung, aber ganz prima Empfang! – Jetzt singen sie mein geliebtes „Hindu-Lied“ – meine Güte, was haben die bloß? Es ist wohl „Annelenespezialsendung“!

30. Juli 1937: Der Stand der Dinge ist der folgende: Vorgestern (oder gestern) Ultimatum Japans an

¹ Eine versteckte Anspielung auf Hitlers Stimme. Möglicherweise ist mit ‚Nachrichten‘ der zwischen Japan und Deutschland am 25. November 1936 abgeschlossene Antikominternpakt gemeint.

² Den Schlager „Regentropfen, die an mein Fenster klopfen“.

China: abziehen, sonst Krieg.³ Die Chinesen sind wohl nicht abgezogen, aber offizielle Kriegserklärung gab es auch nicht. Trotzdem gab es Schlachten. So ganz orientiert bin ich auch nicht, seit gestern gibt es keine Zeitung, und heute war auch im Radio keine Station mehr zu bekommen. Zunächst zu Eurer Beruhigung: Tientsin ist nicht Tangshan, und Tangshan ist entmilitarisierte, autonome Zone. Hier, bis kurz vor Taku, liegt kein chinesisches Militär – kann also nicht gekämpft werden. Die japanischen Bomber (habe alles beobachtet, alle paar Minuten kamen sie, je neun Stück, über Tangshan – unten dranhängend einen dicken Kloß / Bombe?; die, die einzeln zurückkommen, haben den Kloß nicht mehr) hatten es sich auf dem Tientsiner Flugplatz bequem gemacht, und gestern ist der Flugplatz von Chinesen bombardiert worden.

Ich habe heute von Otto Order, den ganzen Tag am Radio zu sitzen und jeden Truppenzug und jedes Flugzeug per Glas zu belinsen. Daraus kann man ungefähr die Schlacht verfolgen!! Radio hat viel Gewitter, und eine einzige chinesische Station sendet und ein Japaner. Hier werden die Chinesen von der Straße gegriffen und eingezogen. Ottos und meine Leute [die chinesischen Mitarbeiter der Pottery bzw. das Hauspersonal] haben eine Marke umgehängt bekommen und sind evtl. vor Aufgreifung dadurch geschützt. Eine große Fahne für unser Haus ist im Entstehen.⁴

12. August 1937: Der Sender sendet nicht. Chinesische Zeitungen dürfen nicht erscheinen, alle Chinesen – überall, auch hier – haben ihre Antennen abzubauen und dürfen kein Radio hören. Die Briefe werden von Japanern zensiert etc. – Die Chinesen, die hier auf der Straße aufgegriffen werden von der chinesischen Polizei, werden übrigens für die Japaner aufgegriffen – für japanische Kulidienste.

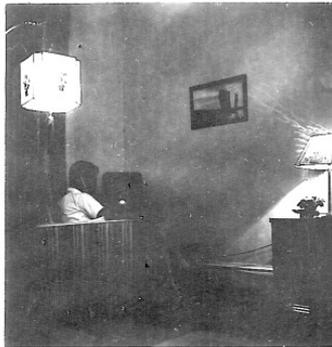
17. September 1937: Wie steht es eigentlich mit dem Krieg hier? Ich hab keine Ahnung. Was die Chinesen im Radio sagen (soweit überhaupt noch), ist zu ihren Gunsten gelogen, und was die Japaner melden, zu deren Gunsten gelogen. Und in der Zeitung steht so gut wie gar nichts. Es ist so belanglos, daß ich Otto schon gar nicht mehr frage.

³ Japan, das 1931/1932 die Mandchurei erobert und den Satellitenstaat Mandschukuo errichtet hatte, begann einen erneuten Angriff auf Nordchina am 7. Juli 1937 an der Marco-Polo-Brücke bei Peking. Die Kampfhandlungen überzogen rasch weite Teile Chinas und führten zur japanischen Eroberung der Städte an der Küste und den Verkehrsadern.

⁴ Die im Garten ausgebreitete oder auf das Dach gemalte deutsche Nationalflagge mit dem weithin sichtbaren Hakenkreuz sollte die Deutschen vor japanischen Luftangriffen schützen.

5. Januar 1938: Die Sendungen hier fangen erst nachmittags an, und jetzt seit dem Krieg ist es noch schlechter; Tientsin sendet schon ewig nicht mehr. Deutschland ist aber nach wie vor prima – natürlich nur abends und nachmittags.

8. März 1938: Im Zug [nach Tientsin] war als Neuestes Radio vertreten – Musik und Nachrichten, natürlich japanisch, wie auch die Wagen selbst, das Essen, Teller, Bestecke etc.



15. September 1939.⁵ Jeden Abend sitzen wir, besser – hängen wir am Radio bis ca. halb 1 Uhr, Ilse [Schwägerin] kommt meistens auch runter.⁶ Otto hat eine neue Antenne aufgemacht, und unsere Batterie ist im Maschinenwerk aufgefüllt worden, und wir haben so

Gott sei Dank guten Empfang. Die Deutsche Zeitung ist seit der Tientsin-Flut nicht gekommen, erst heute kam die erste wieder – 2 Seiten im Briefbogenformat. Den ganzen Tag lese ich englische Zeitung, und was da alles Hübsches drinsteht! Radio Hongkong und London ist natürlich auch nicht anders. Letzten Sonnabend hörten wir Görings Rede. Die war ja prima und hat uns sehr beruhigt. Aber ich fürchte, es wird noch ein Staat nach dem anderen den Krieg erklären – und dann...? Wißt Ihr, was ich möchte? Daß Ihr mir alle Eure Gedanken, Befürchtungen und Tatsachen ohne Vorbehalt schreibt und nicht irgendwelche Bemäntelungsversuche macht, um mich zu beruhigen. Lieber schreibt überhaupt nichts, als irgendwelche Tröstungsversuche – das bitte ich Euch von ganzem Herzen!!

12. Juni 1940: Sonst leben wir hier nur für Radio – wie auch die Engländer hier in Tangshan. Das Dasein steigert sich im Laufe des Tages, bis es abends um 10⁰⁰ (für die Engländer um 11⁰⁰) seinen Höhepunkt mit ‚News in German‘ und nachfolgendem ‚Bimbim‘⁷ erreicht hat. Wenn bloß die finsternen

⁵ Nach dem deutschen Angriff auf Polen am 1. September und den britischen und französischen Kriegserklärungen am 3. September 1939.

⁶ „runter“ an den Fluß Tuho, wo das Haus von Otto und stand.

⁷ Höchstwahrscheinlich ist die Nachrichtensendung „BBC Deutscher Dienst“ gemeint. Dessen akustisches Erkennungszeichen, aus vier dumpfen Paukenschlägen bestehend, sollte das Morsezeichen für V wie Victory (3x kurz, 1x lang) nachahmen. Es erinnert an den Anfang von Beethovens Fünfter Sinfonie. Mit dem verharmlosen „Bimbim“ will die Schreiberin offenbar

Nachsätze „... auch in der letzten Nacht ... [englische Bombenangriffe auf Hamburg]“ nicht wären!

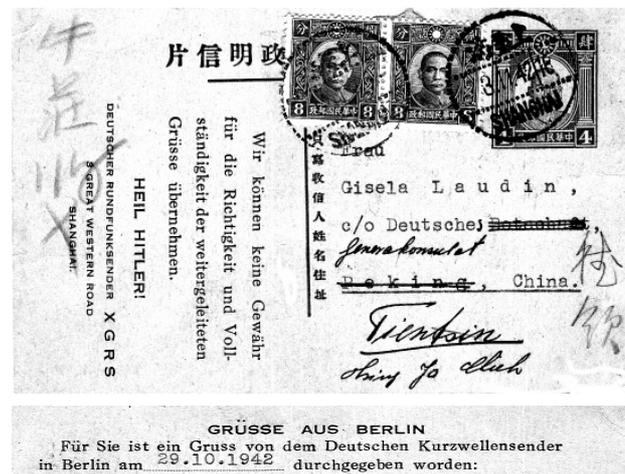
12. Juli 1940: Was Eure nächtlichen Besucher betrifft, sage ich mir immer – bzw. muß mir sagen (zur Beruhigung) – ‚eine jede Bombe, die trifft ja nicht‘, aber daß es so nahe dran ist, habe ich nicht mal geglaubt! Und Radio meldet täglich Einflüge! Was richtet denn so’n Ding an? Wie sind die Lautstärken? Ach ja, Ihr seid mir schon Sorgenkinder! Und Ihr erlaubt Euch, Euch um mich zu sorgen – da meckern ja die Hühner!

18. Juli 1940: Ob wir den Heeresbericht im Radio hören? Selbstverständlich! Jeden Abend um 10⁰⁰ von Berlin. Der wichtigste Teil des Tages!

10. September 1940: Alles gesund? Habe letzthin nicht alle Radiomeldungen gehört wegen miserablen Empfanges. Hoffentlich ging alles gut! Jetzt finden sie ja Berlin interessanter.

25. Januar 1941: Ein neues Radio haben wir auch seit dem 5. Januar, diesmal ohne Batterie, mit Lichtanschluß. Ist viel trennschärfer als das alte. Alles kauft hier Autos, Radios und solche Sachen. Wegen des Einfuhrverbots kommt nichts mehr rein, nur was noch da ist, kann man kriegen, und bald ist ganz Schluß damit.

10. April 1941: Wir haben ein neues Grammophon, elektrisch. Wird aufs Radio übertragen. 8 Platten kann man hintereinander spielen. Die Sache ist insofern günstig, da billige japanische Platten zu bekommen sind (die europäischen könnte man nicht bezahlen), und ich habe mich gleich mit Chopin und Tschaikowsky versorgt.



7. September 1941: Wenn ich Euch doch noch was schicken könnte!!⁸ – Im Radio sind so oft Anrufe

verschleiern, daß sie den seinerzeit in Deutschland verbotenen „Feindsender“ meint.

⁸ Seit Beginn des Rußlandsfeldzugs am 22. Juni 1941 war die transsibirische Strecke für Reisende und Sendungen von und nach Deutschland gesperrt. Anfang 1942 richteten die Japaner dann eine Postverbindung über Land zur Schweiz ein.

an Deutsche in Tientsin und andere Städte von ihren Familien in Deutschland. Könnt Ihr nicht auch mal durchrufen lassen?? Wir sitzen doch in Tangshan jeden Abend am Radio!

6. Juli 1942: Das Ostasiensvereins-Telegramm haben wir erhalten und zweimal Radionachricht. Das erste Mal hat uns der Shanghaier deutsche Rundfunk [XGRS] den Wortlaut geschrieben und das zweite Mal stand es in "The Peking Chronicle", unserer Zeitung, wie folgt: "Among recent greetings by radio to German residents in China from relatives and friends in Germany were messages to (so und so) and for Mrs. Annelene Guenther from her father, Heinrich Muentz in Hamburg!"

Alle Engländer sind noch hier, speziell hier in Tangshan dürfen sie weiterarbeiten, frei herumlaufen und haben keine Einschränkung. Bei evtl. Reise kommt Bewachung mit. Für die in den großen Städten ist es schlechter, da sie zum großen Teil ihre Stellungen verloren haben. Sie müssen mit roten

Armbinden rumlaufen. [Später, im Mai 1943, wurden Engländer und Amerikaner, zumindest die in Peking, Tientsin und Shanghai ansässigen, von den Japanern interniert.]

6. Dezember 1946: Unser Radio ist uns seinerzeit von den Japanern ja kurz vor Toresschluß weggenommen worden. Aber die US-Marines, die eines Tages hier mit Grammophon, Platten, Radio und stundenlangen anderen Sachen zu einem vergnüglichen weekend runterkamen, haben uns ihr Radio geschenkt – ein Plattenalbum und ca. 30 lose Platten bekamen wir ein anderes Mal. [Wohl als die Marines im Oktober 1946 Tangshan verließen. Von Otto Günther darauf angesprochen, warum sie weggingen, denn dann würden doch die Kommunisten einziehen, antwortete der Kommandant: "My boys are scared." Die Marines hatten Angst, weil sie nicht im Guerilla-Kampf ausgebildet waren.]

Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transport mit der „Marine Jumper“ 1947 2. Teil

Friedrich (Fritz) Flakowski



Herde junior

Eines Tages stand dann sehr kurzfristig der Abreisetermin fest. Unsere japanischen Vermieter veranstalteten am Vorabend ein großes Abschiedsessen und überreichten uns kleine Geschenke. Es waren Momente, die man nie

vergessen wird.

10. Februar 1947: Am Morgen wurden wir von einem kleinen Lieferwagen abgeholt. Mit dem Gepäck mußten wir auf der Ladefläche Platz nehmen. Beim Abschied weinten unsere Vermieter. Als wir den Bahnhof von Kobe erreichten, standen bereits etliche deutsche Familien auf dem Bahnsteig. Wir mußten in einen bewachten Sonderzug einsteigen. Nach endlos langem Warten erfolgte endlich um 14:05 Uhr die Abfahrt nach Kurihama in der Nähe von Uruga, einem Kriegsmarinehafen bei Yokohama.

11. Februar 1947: Zunächst wurden wir im dortigen Lager einquartiert. Sofort begann das "Medical Processing of German Repatriates" mit neuen Pocken- und Typhus-Schutzimpfungen. Die letzte

Impfung gegen Typhus gab es unterwegs am 22. Februar. Die Amerikaner hatten schreckliche Angst vor eventuellen Krankheiten an Bord.

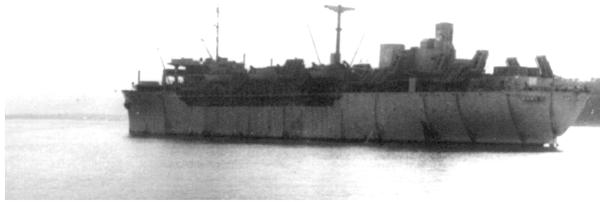
Wie wir im Camp behandelt und wiederholt durchsucht wurden, war erniedrigend und demütigend. Ich hatte zwei Paar Manschettenknöpfe bei mir, die ich 1943 zur Konfirmation geschenkt bekommen hatte, und sollte mich für ein Paar entscheiden, weil ich als Deutscher keine zwei Paar besitzen dürfe. Also habe ich von jedem Paar nur einen Manschettenknopf behalten. Der GI, der mich filzte, war sichtlich überrascht. Im allgemeinen waren aber die Amerikaner freundlich und umgänglich, aber es gab eben auch Ausnahmen, besonders später an Bord.

Wie es der Zufall wollte, führte mich im Juli 1992 eine Dienstreise nach Kurihama auf dasselbe Gelände. Einige der Unterkünfte von damals standen noch.

12. Februar 1947: Unmittelbar vor dem Weitertransport mit der Bahn nach Uruga und dem anschließenden Einschiffen an Bord des amerikanischen Truppentransporters „USS Marine Jumper“ mußten wir uns samt Handgepäck eine Behandlung gegen Ungeziefer mit DDT gefallen lassen. Die GIs steckten uns einen Schlauch hinten in den

Kragen, vorne in das Hemd und in beide Hosenseiten und bliesen DDT-Pulver hinein, was ihnen großen Spaß bereitete. Man hatte damals ja noch keine Ahnung, wie gefährlich DDT war. Unsere Kleidung war total verschmutzt.

Auf der kurzen Bahnfahrt nach Uraga sahen wir den Daibutsu (die große Buddha-Statue) von Kamakura und später beim Ablegen des Truppentransporters in der Ferne nochmals den Fujisan. Ich habe mir damals geschworen, daß ich zurückkomme. Mein Wunsch hat sich erfüllt, denn viele Jahre später war ich mehr als zwanzigmal in Japan.



Die „Marine Jumper“ ankerte im Hafenbecken vor Uraga. Wir mußten deshalb in kleinen Gruppen mit Barkassen zum Schiff gebracht werden. Das begleitende Personal half uns, bei dem herrschenden Seegang den richtigen Zeitpunkt zum Sprung auf das Fallreep zu erwischen. Sie halfen sogar, Gepäckstücke an Bord zu tragen. Die Aktion dauerte einige Stunden, bis alle an Bord waren.

Ich bekam auf der „Marine Jumper“ eine Hängematte in der Abteilung 5 C, einem großen Schlafsaal, zugewiesen. Frauen und Männer wurden getrennt.

13. und 14. Februar 1947: An diesen beiden Tagen kamen weitere Deutsche aus Hakone und Tokyo an Bord. Laut einer von den „Headquarters Eight Army“ aufgestellten Namensliste (datiert 7. Februar mit Nachtrag vom 11. Februar 1947) wurden auf diesem Transport 1.121 Deutsche von Japan nach Deutschland gebracht.

15. Februar 1947: Um 7 Uhr früh lichtete die „Marine Jumper“ die Anker und lief zunächst nach Yokosuka an, um dort Öl und Wasser zu bunkern. Gegen 16 Uhr nahm sie Kurs auf Shanghai.

Mit an Bord waren auch die rund 200 ehemaligen Angehörigen der deutschen Kriegs- und Handelsmarine sowie angeblich einundzwanzig „war criminals“, die in einer Art Gefängnis während der gesamten Dauer der Überfahrt eingesperrt waren. Sie sollen gefesselt gewesen sein und wurden von der MP rund um die Uhr bewacht. Nach einiger Zeit sickerte durch, daß die Gefangenen auch während des Essens Handschellen tragen mußten. Daraufhin traten mehrere Frauen in einen Hungerstreik und forderten mit Erfolg, auf die Handschellen zu verzichten.

Über die allgegenwärtigen Bordlautsprecher unterrichtete man uns sogleich über die Einrichtungen

an Bord, Vorschriften und Essenszeiten und daß unangemeldet bald eine erste Übung „All hands boot drill“ stattfinden werde.

Es hieß, daß die „repatriates“ als Köche, Offiziersburschen, Hilfskräfte und Reinigungspersonal eingesetzt werden sollten. Ob dies realisiert worden ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls wurden einen Tag nach der Abreise einige Mitschüler und ich für bestimmte Arbeiten eingeteilt. Wir erhielten ein Paar gebrauchte Armeestiefel mit weicher Gummisohle und eine alte Arbeitshose mit reichlich großen Seitentaschen (Cargohose). Zu den Arbeiten gehörten im Wechsel Küchendienst, Toilettenreinigung, Schlafsaaldienst und Sondereinsätze. Wir waren keine Straf-, Kriegs- oder Zivilgefangene, und rechtlich gesehen war das unbezahlte Arbeit und Nötigung. Zu jeder Arbeitsgruppe gehörten sehr unfreundliche Antreiber und Aufpasser, die die jeweilige Arbeit zuteilten und uns überwachten. Die überwiegende Mehrheit der GIs war aber unauffällig, neutral und freundlich.

Am anstrengendsten war wegen der Hitze die Arbeit an der Tellerwaschanlage, an der immer vier bis sechs Mann Dienst taten. Dabei mußten die einzeln aufgestellten Teller auf einer Palette durch eine Art Tunnel geschoben werden. Die Hitze wurde so unerträglich, daß uns im Indischen Ozean erlaubt wurde, mit freiem Oberkörper und kurzer Turnhose die Anlage zu bedienen. Zu den Sondereinsätzen gehörte auch die Bekämpfung von Ungeziefer in den Aufenthalts-, Eß- und Schlafräumen durch Zerstäuben von FLIT. Ein sehr ungesunder Job.



Fritz Flakowski (links) und Georg Schedel

Die meisten empfanden die sanitären Einrichtungen als menschenunwürdig und erniedrigend. Die Duschen und Toiletten hatten keine Türen, sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern. Sie waren wie Legebatterien angelegt. Einige Frauentoiletten konnten von amerikanischen Offizieren direkt eingesehen werden. In den Toiletten saß man sich gegenüber oder nebeneinander.

Schon auf der Fahrt nach Shanghai gab es die erste große Überraschung. Es gab für uns überhaupt keine Sitzmöglichkeiten außer in der Kantine. Entweder hockte man an Deck auf dem Fußboden oder

saß auf den Rändern von Rettungsflößen. Da mußte etwas geschehen!

18. bis 20. Februar 1947: Um 13 Uhr legte die „Marine Jumper“ in Shanghai an der Pier in unmittelbarer Nähe der ehemaligen Wohn- und Dienstgebäude des Deutschen Generalkonsulats, des Russischen Konsulats und der über den Soochew Creek führenden Garden Bridge an. Von eben dieser Anlegestelle aus ist unsere Familie 1937 nach den ersten Bombenangriffen der Japaner auf Shanghai auf Empfehlung der Reichsregierung mit der „Gneisenau“ des Norddeutschen Lloyd nach Singapore aufgebrochen, um uns in Sicherheit zu bringen.



In Shanghai an der Pier. Im Hintergrund Garden Bridge und Broadway Mansions

In Shanghai herrschten Temperaturen um minus 15° C, aber die Luftfeuchte war sehr niedrig. An der Pier drängten sich unentwegt viele Besucher, die das Schiff mit den Kriegsverbrechern (so hieß es immer) sehen wollten. Die „Marine Jumper“ blieb zwei Tage und zwei Nächte, um Proviant für die lange Reise zu laden. Ich mußte sehr schwere gefrorene Rinderhälften auf dem Rücken von der Pier bis in den Kühlraum schleppen. Mehr als drei Rinderhälften hat niemand geschafft. Das war einer der sogenannten Sondereinsätze.

In Shanghai wurden in der zweiten Nacht noch weitere Deutsche – wie es heißt, 33 Frauen und Kinder und 55 Männer – darunter auch sogenannte „war criminals“ – eingeschifft. Damit waren insgesamt rund 1.200 „repatriates“ an Bord.

Inzwischen hatten sich manche Dinge eingespielt. Wir bekamen regelmäßig und reichlich Verbrauchsartikel wie zum Beispiel Zahnpasta, Seife, Rasierklingen, Zigaretten (Päckchen und Stangen) und Kaugummi zugeteilt. Da ich Nichtraucher war, habe ich die Zigaretten gehortet, um sie meinem Vater nach Deutschland mitzubringen. Als es aber zu viele wurden, habe ich einen Teil einzeln auf-

schnitten und den Tabak in eine große Dose gestopft. Erst nach der Ankunft in Bremerhaven haben wir festgestellt, daß dieser Zigaretten- und Tabakbesitz ein beträchtliches Startkapital darstellte. Die Rasierklingen haben noch etliche Jahre gereicht. Wenn man trotz der wiederholten Durchsuchungen einige US Dollar durchgeschmuggelt hatte, konnte man im „PX Store“ auch andere Artikel wie zum Beispiel Schokolade kaufen.

Auf der Weiterfahrt Richtung Süden erkrankte eine Dame aus Kobe plötzlich sehr schwer und starb am 28. Februar 1947. Bei einer kleinen Trauerfeier erfolgte die Seebestattung in der Straße von Malakka. Hierzu stoppte die „Marine Jumper“ auf hoher See.

2. und 3. März 1947: Am 2. März lief die „Marine Jumper“ das unerträglich heiße Colombo zur Proviant- und Wasseraufnahme an. Sie ankerte im Hafenbecken und blieb nur eine Nacht. Die Wachmannschaften wurden verstärkt, damit keiner von uns zum nahe gelegenen Ufer schwimmen konnte.

Es gab wieder einen Sondereinsatz. Ich mußte frisches Obst in Kisten von einer Barkasse längsseits des Schiffes bis zum Kühl-

raum schleppen. Da nur die Besatzung und Kleinstkinder frisches Obst erhielten, nahm ich die Gelegenheit wahr und ließ absichtlich eine Kiste mit Orangen von einer steilen Treppe fallen. Die Kiste zerbrach, und wir verteilten schnell die Orangen unter uns. Dabei wurden wir aber von einem GI geschnappt und mußten (fast) alles abliefern. Die übergroßen Hosentaschen der Arbeitskleidung waren ein gutes Versteck.

In den lauen Nächten gab es fast jeden Abend eine Filmvorführung. Hierzu war eine große Kinoleinwand an einem Mast angebracht. Die Vorstellungen waren stark besucht.



Einige saßen auf dem nackten Boden, andere brachten ihre Sitzgelegenheiten mit, die inzwischen aus den leer gewordenen Proviantkisten Stück für Stück gezimmert werden durften. Natürlich wurden nur amerikanische Filme gezeigt.

An einen erinnere ich mich noch sehr genau, weil ich den bereits in Kobe gesehen hatte. Es war ein spannender Thriller und hieß "Spiral Staircase" (Wendeltreppe).

Manche der "repatriates" organisierten Skatrunden und sogar eine mehrtägige Skatmeisterschaft, Schachspiele, Gottesdienste und andere Veranstaltungen. Man versuchte, irgendwie die Langeweile zu vertreiben. In unregelmäßigen Abständen erschien eine Bordzeitung namens "Jumper Journal", die über das Weltgeschehen und die Aktivitäten an Bord unterrichtete.

Viele hatten aber den Schock der Zwangsrepatriierung noch nicht überwunden. Ihre Stimmung war sehr gedrückt. Sie neigten zum Grübeln über die ungewisse Zukunft und hielten sich aus allen Diskussionen heraus. Andere verharmlosten die anstehenden Probleme und wichen den zu erwartenden Realitäten aus.

Wir hatten genug zu essen und weit mehr, als wir die Jahre vorher gewohnt waren. Leider mangelte es an frischem Gemüse und Obst, denn fast alles kam aus Dosen.

In den Nächten im Roten Meer schleppten wir achtern eine helle, leuchtende Spur hinter uns her. Es waren die bekannten fluoreszierenden Algen des Roten Meeres. Ein schönes Schauspiel. Die Luft war so trocken, daß in einer Nacht an den Mastenden, einmal sogar für einige Stunden, das seltene sogenannte Sankt-Elms-Feuer, eine elektrische Erscheinung, auftrat.



11. März 1947: An der Einfahrt zum Suezkanal ankerte die „Marine Jumper“ in der Suez Bay. Sofort wurde das Schiff von unzähligen kleinen Booten umzingelt. Sie gehörten ägyptischen Händlern, die vor allem ihre Lederwaren aus Ziegenleder verkaufen wollten.

Sie kletterten die Masten hoch und versuchten, in allen möglichen Sprachen ihre Waren an den Mann zu bringen. Aber sie nahmen keine Yen, sondern nur US Dollar. Nach kurzem Aufenthalt kam die Genehmigung, in den Suezkanal einzulaufen. Ein großes und unvergeßliches Erlebnis. Das Ostufer des Kanals fast nur Wüste, das Westufer dünn besiedelt und immer wieder Dattelpalmen. Die „Marine Jumper“ erreichte bald den großen Bittersee,

wo entgegenkommende Schiffe einander ausweichen können, und setzte die Fahrt über Nacht nach Port Said fort. Die Bewachung durch die MP wurde verstärkt. Längsseits der Bordwände wurden Scheinwerfer eingeschaltet; außerdem wurde bekanntgegeben, daß bei Fluchtversuch sofort geschossen werde.

Irgendwie hatten es einige Händler geschafft, an Bord zu kommen, und fuhren bis Port Said mit. Einige von ihnen sprachen sogar deutsch. Viele Leute blieben bis in die späte Nacht auf. Die Händler machten uns darauf aufmerksam, wo sich Kriegsgefangenenlager mit deutschen Soldaten des Afrika-Korps entlang des Kanals befanden.



*Mutter und Schwester Flakowski,
Georg Schedel*

Da sollten wir alle gemeinsam einen lauten Gruß rüberschicken. Einmal hat es tatsächlich geklappt, denn wir vernahmen eine Antwort.

12. März 1947: Die „Marine Jumper“ erreichte Port Said in den frühen Morgenstunden, wo wieder Proviant aufgenommen werden sollte. Wie bereits in Suez erschienen sofort Händler rings um das Schiff. Aber ihre Boote waren wesentlich kleiner und hatten keinen Mast. Um die eventuell Kaufwilligen zu erreichen, schleuderten sie Seile über die Bordwand der „Marine Jumper“, an denen sie Körbe befestigten. Händler und auch Kinder forderten uns auf, Münzen ins Wasser zu werfen, nach denen sie dann tauchten. Als sie merkten, daß es meist nur wertlose japanische Alumünzen waren, hörten sie bald auf zu tauchen.

Zufällig entdeckte jemand von uns, daß im Hafen eine Person mit gelblichen Längsstreifen an der Hose Kontakt mit uns aufzunehmen versuchte. Es war ein deutscher Kriegsgefangener. Es gelang ihm, ein kleines Päckchen mit Post für die Heimat über einen Händler an Bord schmuggeln zu lassen. Die Fahrt wurde noch am selben Tag fortgesetzt. Was nun folgte, war unvergeßlich. Der Kanal führte mitten durch Port Said. Wir kamen direkt am Verwaltungsgebäude des Suezkanals vorbei. An seinem Nordende passierten wir das Ferdinand de Lesseps-Denkmal von 1899 mit seinem elf Meter hohen Sockel, das die Ägypter später, an Heiligabend 1956, gesprengt haben.

Ich hatte wieder einmal Toilettendienst, kurz bevor die Straße von Gibraltar passiert werden sollte. Als ich mir das nicht entgehen lassen wollte, wurde ich von einem der unfreundlichen Antreiber zurückgepiffen und konnte so nur einen Moment lang die Durchfahrt erleben.

18. und 19. März 1947: Im Golf von Biskaya gerieten wir in einen schweren Orkan. Die Wellenberge erreichten zehn Meter Höhe und mehr. An allen Schotten wurden für den Ernstfall Wachen aufgestellt. Ohne sich festzuhalten, war es kaum noch möglich zu stehen. Das Gepäck und besonders die Koffer im Schlafsaal rutschten auf dem glatten Eisenboden von einer Bordwand zur anderen, und es bestand die Gefahr, daß man eingeklemmt wurde. Wir machten uns sofort an die Arbeit, die Koffer zu verkeilen und zu bewachen. Der beste und sicherste Platz in dieser Nacht war die Hängematte. Aus der Bordzeitung "Jumper Journal" erfuhren wir am übernächsten Tag, daß der Orkan schwere Schäden angerichtet hatte und mehrere Schiffe in Seenot geraten oder sogar gesunken waren.

Danach wurde es bitterkalt. Es war der eisige Winter 1946/1947. Vor der englischen Kanalküste schlugen die ersten Eisschollen an die Bordwand. Im Schlafsaal hörte man, wie sie dort vorbeirauschten. Man befürchtete, daß der Orkan vielleicht noch nicht geräumte Minen aus der Verankerung gerissen haben könnte.

Die amerikanischen Offiziere waren über die Position noch nicht geräumter Minen nicht unterrichtet und entsprechend verunsichert. Sie nahmen deshalb vor Dover einen Lotsen an Bord. Der Lotse

war sich seiner Sache aber nur innerhalb des Ärmelkanals sicher, und so entschieden sie, daß, sobald er passiert sein würde, einige von den deutschen Marineoffizieren an Bord die „Marine Jumper“ bis nach Bremerhaven lotsen sollten.



Beladen eines Sonderzuges der US Army in Bremerhaven

standen Leute. Die Amerikaner und einige der "repatriates" fingen an, ihnen Zigarettenpäckchen oder einzelne Zigaretten hinunterzuwerfen. Es war ein erniedrigender Anblick, als sich plötzlich etliche von ihnen um die Zigaretten prügeln. Zum Glück erging sehr bald über die Bordlautsprecher die Aufforderung, das Zigarettenverteilen einzustellen. Wir gewannen den ersten Eindruck von Deutschland und machten uns Gedanken, was nun auf uns zukommen würde.

Im Hafen nahmen Angehörige der Kriegsmarine über Flaggsignale mit zwei Taschentüchern Kontakt zu anderen Besatzungen auf, um sich über die aktuelle Situation zu erkundigen und Informationen auszutauschen. Wir packten unsere Sachen und blieben noch eine Nacht an Bord.

23. März 1947: Wir mußten in graugrüne Sonderzüge der US Army einsteigen, die uns in ein Sammellager nach Ludwigsburg bringen sollten.

22. März 1947: Der Hafen von Bremerhaven und die Schleusen waren stellenweise zugefroren. In einer Schleuse mußte gewartet werden. Unten

Zum hundertjährigen Bestehen der Tongji-Universität Eine Bildergeschichte¹

Renate Jährling



TONG ZHOU GONG JI – Das Emblem der Tongji-Universität zeigt ein Boot in Gestalt eines Drachens mit drei aufrecht stehenden Rudern. „Tong Ji“ ist eine Abkürzung der Redewendung „Tong Zhou Gong Ji“, wörtlich übersetzt „zusammen in einem Boot sitzen und sich gegen-

seitig helfen“, im übertragenen Sinne „Zusammenarbeit als Basis des Erfolgs“.

Die Tongji-Universität (Schreibweise bis 1950: Tung-Chi) in Shanghai geht auf eine von Deutschen 1907 bzw. 1912 gegründete Medizin- und Ingenieurschule für Chinesen zurück.

China hatte unter den wechselnden Dynastien kein Schulsystem besessen. Vor etwa 2000 Jahren wurde ein Erziehungswesen geschaffen, dessen staatlich festgelegter Lehrstoff die klassischen Schriften

¹ Quellen: Li Lezeng: Die Geschichte der Tongji-Universität (Die deutsche Sprache in China, S. 82-103). – Adolf Meller: Tongji-Universität und Kaiser-Wilhelm-Schule in Shanghai (StuDeO-Archiv Nr. 1377). – Besuch des zentralen Campus und des „Museums für Geschichte der Tongji-Universität“ in Shanghai am 3. Oktober 2007.

aus der Zeit von Konfuzius (ca. 500 v. Chr.) waren. Das Lernen war Privatsache, zur Prüfung mußte man sich in die Provinzhauptstadt begeben. Das alte Erziehungssystem wurde per kaiserlichem Edikt vom 5. September 1905 schließlich abgeschafft.

Im Frühjahr 1906 hielt sich eine Studienkommission der Qing-Dynastie unter der Leitung des Ministers Duan Fang in Deutschland auf. Das preußische Kultusministerium, das Auswärtige Amt und die „Koppel-Stiftung zur Förderung der geistigen Beziehungen Deutschlands zum Auslande“ (gegründet 1905 in Berlin) setzten sich daraufhin für die Gründung einer Deutschen Medizinschule für Chinesen mit deutscher Unterrichtssprache in Shanghai ein. Hier, wo es die größte deutsche Gemeinde in China gab, fand das Schulprojekt sowohl Unterstützung beim Generalkonsul Dr. Wilhelm Knappe als auch bei der deutschen Kaufmannschaft. Die deutschen Ärzte Dr. Erich Paulun, Dr. Oscar von Schab und Dr. Richard Gerngroß sagten ihre Hilfe zu. Da die chinesischen Medizinstudenten keine deutschen Sprachkenntnisse besaßen, wurde eine Sprachschule vorgeschaltet (Unterricht ab 3. Juni 1907).

Die Eröffnungsfeier der Deutschen Medizinschule fand vor hundert Jahren, am 1. Oktober 1907, statt. Erster Direktor wurde Dr. Paulun, der zuvor das Tung-Chi Hospital, eine Poliklinik für Chinesen, gegründet hatte (vermutlich im Jahre 1900).

Zum „Zwecke der Förderung deutscher Handelsinteressen in China“ kam 1912 – unter Leitung des Ingenieurs Bernhard Berrens – die Deutsche Ingenieurschule hinzu. Ihre Gebäude wurden direkt neben denen der Deutschen Medizinschule errichtet. Die beiden Schulen wurden dann unter dem Namen „Deutsche Medizin- und Ingenieurschule“ vereinigt.

Dr. von Schab trat 1909 die Nachfolge des früh verstorbenen Dr. Paulun an. Die Schulgebäude befanden sich auf chinesischem Gebiet, das Anfang 1914 in die Französische Konzession eingegliedert wurde. Dadurch wirkte sich der Erste Weltkrieg auch auf diese Schule aus. Am 17. März 1917 erschien der fran-

zösische Polizeichef mit sechzig bewaffneten Polizisten und erwirkte die sofortige Räumung und Beschlagnahme der Lehrgebäude. (Das Tung-Chi Hospital war nicht betroffen, weil es in der Internationalen Konzession stand.) Nun hieß es, so schnell wie möglich ein neues Unterkommen für die Lehr-

anstalt zu finden. Es erwies sich als unerwartetes Glück, daß außerhalb Shanghais, in Wusong (gelegentlich an der Mündung des Huangpu in den Yangzi), ein großer Gebäudekomplex, in der zuvor eine Privatschule (Zhong Guo Gong Xue) untergebracht war, leer stand. Das Unterrichtsministerium in Peking stellte diese Gebäude als Provisorium zur Verfügung. Aufgrund der politischen Lage war es angebracht, die deutsche Verwaltung durch eine chinesische zu ersetzen, damit die deutschen Lehrkräfte und Angestellten weiter arbeiten konnten. Die von Peking auch finanziell unterstützte Lehranstalt erhielt einen neuen Namen: „Tung-Chi Medizinische und Technische Fachschule“.

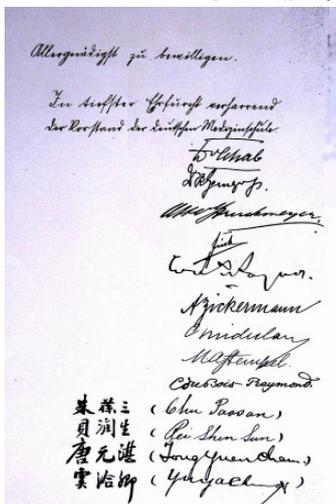
Nach dem Krieg stellte die chinesische Regierung ein großes Areal in Wusong für einen Neubau zur Verfügung. Zwei Verträge, vom März 1921 und vom Mai 1924, regelten die weitere deutsch-chinesische Zusammenarbeit zur „Pflege von Kultur und Wissenschaft“. Am 20. Mai 1924 erhielt die Fachschule den Status einer Universität. Damit wurde sie die erste deutschsprachige Universität in China.

Das Tung-Chi Hospital, inzwischen Lehrhospital der Tung-Chi Medizinschule, wurde 1927 durch ein größeres, modernes Krankenhaus ersetzt, das fortan Paulun-Hospital (international „German Hospital“) hieß und diesen Namen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs behielt. Unter dem Namen Chang-Hai Hospital ist es heute noch in Betrieb.

Nachdem die Tung-Chi Universität im August 1927 von der chinesischen Regierung als Staatliche Universität anerkannt worden war, begannen ihre zehn goldenen Jahre. Im Laufe der Zeit paßte sie ihr Lehrziel und ihren Lehrplan an den Standard deutscher Technischer Hochschulen an. Neben der 1922 zur Mittelschule umbenannten deutschen Sprachschule und der Werkmeisterschule



Dr. Erich Paulun (1862-1909)
Die Büste im „Museum für Geschichte der Tongji-Universität“ wurde am 29. Mai 2007 von Bundespräsident Köhler enthüllt



„... Allergnädigst zu bewilligen“
Unterschriftsseite einer Bittschrift des Vorstands der Deutschen Medizinschule an Wilhelm II. Eingangsstempel: 13.11.1909

wurden an der Universität bis 1937 drei Fakultäten eingerichtet, und zwar die medizinische, die technische und die naturwissenschaftliche.

Die sich in den 30er Jahren verschlechternden chinesisch-japanischen Beziehungen bestimmten auch das Schicksal der Tung-Chi Universität. Nach den ersten japanischen Bombenangriffen im Februar 1932 und bei weiteren vernichtenden Angriffen im August 1937 wurde das Universitätsgelände in ein Trümmerfeld verwandelt. Die Universität zog sich – vor den Japanern flüchtend – in mehreren Etappen ins Hinterland zurück. Nach mühseligen Umzügen durch acht Provinzen, nämlich Zhejiang, Jiangxi, Hunan, Guangxi, Yunnan, Guizhou und Sichuan, und sogar nach Vietnam, erreichte man im Frühjahr 1941 schließlich Lizhuang in Sichuan/Westchina. Die Lehrveranstaltungen wurden so gut es eben ging weitergeführt, das Fächerspektrum wurde sogar vergrößert. Im April 1946 zog die Universität nach Shanghai zurück; ihr Hauptsitz befindet sich seitdem auf dem gegenwärtigen Gelände in der Siping Road (Nr. 1239) im Nordosten der Stadt.

Nach der Gründung der VR China und bei der Umstrukturierung der Hochschulen Anfang der 50er Jahre wurden die gesamte medizinische Fakultät und verschiedene technische und naturwissenschaftliche Fakultäten ausgegliedert, um sich auf den Bereich Bauingenieurwesen zu spezialisieren. Die zehnjährige Kulturrevolution ab 1966 hinterließ auch in der Tongji-Universität schlimme Spuren. Ab etwa 1976 kehrte wieder Ordnung ein, und ein normaler Lehr- und Forschungsbetrieb wurde wieder aufgenommen.

Im Juni und November 1980 schloß die Tongji-Universität Partnerschaftsverträge mit der Ruhr-Universität Bochum und der Technischen Hochschule Darmstadt ab. Damit hat sie an ihre traditionelle Verbindung mit Deutschland angeknüpft. Seitdem wird diese Orientierung bei vielen aktuellen Projekten deutsch-chinesischer Zusammenarbeit ständig gepflegt, z.B. durch das Chinesisch-Deutsche Hochschulkolleg (eine Gemeinschaftseinrichtung mit dem DAAD) oder das Kolleg für Architektur und Stadtplanung.

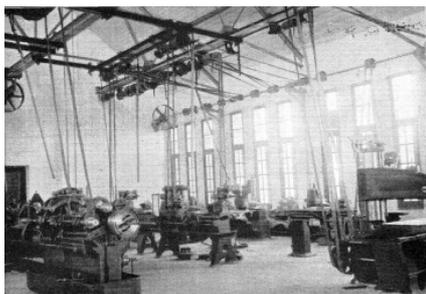
Bilder der Tung-Chi-Universität in Wusong bei Shanghai um 1928



Haupt-Lehrgebäude



Dozenten-Wohnhäuser



Mechanische Werkstätte (oben) und Gießerei



Frontansicht des Neubaus des Paulun-Hospitals

Bilder von einem Besuch der Tongji-Universität, Siping Road 1239, am 3. Oktober 2007

Feiertagsruhe auf dem Campus



Prof. Li Lezeng, Institut für Deutschlandstudien, Tongji-Universität, zeigt uns den Campus und das Museum



Ein Ausstellungsraum im Museum



Meilensteine der Tongji-Geschichte

Das Leben in Japan

Azur Coulmas¹

1993 wurde ich in Japan geboren. Fünf Jahre später zogen wir zurück nach Deutschland. Ich war nur an die Kultur Japans gewöhnt, und deswegen fielen mir die Unterschiede gewaltig auf. Als wir in Düsseldorf herumliefen, sagte ich: „Die Deutschen schreien.“ Innerhalb der nächsten fünf Jahre, die wir in Deutschland verbrachten, wurde ich selber so. Als wir dann wieder nach Japan zogen, wurden mir die starken Kontraste und Unterschiede der Kulturen noch bewußter. Aber nicht nur die Kulturen sind verschieden, sondern die ganze Lebensweise und das Land.

Fangen wir mit der Landschaft an. Tokyo ist eine Stadt. Eine richtige Stadt, so wie ich mir als kleines Kind immer eine Hauptstadt vorgestellt hatte. Von Berlin war ich ein bißchen enttäuscht.

Die Häuser sind dicht an dicht gebaut, jeder Quadratmeter wird ausgenutzt, und ein kleiner Garten gilt als Luxus. Und doch sieht man überall Grün. Das „grüne Herz“ von Tokyo ist wohl der Garten des Kaiserpalastes. So wie in New York der Central Park. Außerdem gibt es viele Apartmenthäuser, die mit kleinen Wohnungen gefüllt sind. Wegen

¹ Die Verfasserin erhielt den Ersten Preis im Schreibwettbewerb der Mittelstufe an der DSTY zugesprochen; zum Einzelnen siehe S. 36 unter Vermischtes.

der täglichen Erdbeben sind die Häuser nicht sonderlich hoch gebaut.

Außerhalb von Tokyo gibt es sehr viel Natur. Natürlich ist Tokyo nicht die einzige große Stadt. Kyoto, Osaka oder Kobe sind ebenfalls keine Dörfer. Die Natur kommt in den verschiedenen Jahreszeiten sehr stark zum Ausdruck. Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind sehr verschieden. Doch alle Jahreszeiten haben ihren eigenen Charme. Im Frühling ist es nicht heiß, aber auch nicht wirklich kalt, und ganz Japan ist rosa-weiß, wegen der berühmten Kirschblüte. Der Sommer ist nicht überaus angenehm, trotzdem besonders. Es ist total feucht, und deswegen kommt einem die Hitze gewaltig vor. Im Herbst färben sich die Blätter gelb, rot und braun. Dann ist Japan von diesen Farbtönen übersät. Trotz des heißen Sommers wird es im Winter kalt, so daß man auch Skifahren kann.

Aber nicht nur die Jahreszeiten oder die Natur sind besonders oder schön, sondern auch die Kultur. Ich sage immer, daß Japan zwei Seiten hat. Die moderne und die kulturelle, alte Seite. Obwohl Japan so ein modernes und fortschrittliches Land ist, ist die Kultur nicht verlorengegangen. Man kann zum Beispiel noch überall sehr schöne Tempel besichtigen. Man kümmert sich um die „Erbstücke“ der alten Zeit, damit sie erhalten bleiben. Aber man wird mit der japanischen Kultur jeden Tag konfrontiert, auch wenn man in Harajuku oder Shibuya (beides sehr beliebte Einkaufsviertel) herumläuft.

Ein Punkt: die Höflichkeit der Menschen. Immer und überall sind sie nett. In Geschäften wird man, wenn man hereinkommt, freundlich von allen Mitarbeitern begrüßt, und es wird einem Hilfe angeboten. Auf der Straße, wenn man nach dem Weg fragt, bringen die Leute einen entweder ans Ziel oder man bekommt eine ausführliche Wegbeschreibung. In Restaurants geben die Kellner und Kellnerinnen ihr Bestes, damit es dem Kunden gut geht, und sie bekommen noch nicht einmal Trinkgeld. Ja, in Japan wird nirgendwo Trinkgeld gegeben. Wegen der Höflichkeit der Menschen fühlt

man sich immer willkommen und fühlt sich nicht zum Beispiel als Außenseiter, weil man Ausländer ist.

Straßen, Geschäfte und Häuser sind eigentlich immer sauber. Die Umgebung ist gepflegt, und man fühlt sich wohl. So sehe ich Japan. Es ist einfach, hier zu leben, und obwohl uns hin und wieder ein seltsamer Mann anschaut oder komische Geräusche von sich gibt, fühlt man sich sehr sicher.

Ich habe auch keine Angst, im Dunkeln nach Hause zu laufen, weil ich weiß, daß man, auch wenn da jemand ist, der dich verfolgt oder ähnliches, immer zu einem Haus gehen, anklingeln und Bescheid sagen kann, daß da jemand ist, und bitten darf, kurz hereingelassen zu werden. Mir ist das noch nie passiert, aber neben den Namensschildern oder dem Klingelknopf hängt oft ein Schild, auf dem draufsteht, daß man klingeln kann, wenn etwas passiert. Das einzige, wovor viele Angst haben, sind die Erdbeben. Aber richtig starke, die auch wirklich etwas zerstören, sind selten, doch es gibt sie. Ich selber habe so eins schon mitbekommen, und hin und wieder habe ich auch Angst, aber eigentlich mache ich mir keine Sorgen.

Außerdem ist es leicht, sich durch Tokyo zu bewegen, weil das Bahnsystem sehr gut organisiert ist. Aber eigentlich ist ganz Japan ziemlich gut organisiert. Dahinter steckt viel Arbeit, und die meisten Menschen geben ihr Bestes, damit es auch so bleibt. Alle Besucher, die wir hatten und die sich Japan angeschaut haben, haben Japan als totale Fans verlassen. Ihr Bild von Japan hat sich von „die Menschen hetzen nur herum“ zu „das Land des Lächelns“ verändert.

Natürlich gibt es auch negative Seiten von Japan, aber die werden im Stillen „geheilt“ und positiv gemacht.

Trotz Schwierigkeiten mit der Sprache lebe ich sehr gerne in Japan, und jedem, der noch nicht hier war, würde ich Japan für die nächste größere Reise empfehlen.

Meine Aufgabe als „double“

Rena Kracklauer¹

Wenn man seit der Geburt siebzehn Jahre lang in der Großstadt Tokyo aufgewachsen ist, fällt es einem schwer, die Deutsche Schule Tokyo Yokohama mit anderen Schulen zu vergleichen. Anfangs

ging ich in eine japanische Spielgruppe. Dort habe ich zum ersten Mal bemerkt, daß „halb japanisch“ und gleichzeitig „halb deutsch“ zu sein sehr auffallend für Japaner ist.

¹ Die Verfasserin erhielt den Ersten Preis im Schreibwettbewerb der Oberstufe an der DSTY zugesprochen; zum Einzelnen siehe S. 36 unter Vermischtes.

Später ging ich in die Deutsche Schule Tokyo Yokohama. Ich bin wahrscheinlich eine der Schülerinnen, die am längsten in meiner Klasse ist und die seit dem Kindergarten hier zur Schule geht. Sie ist eine Schule, wo Schüler kommen und gehen, vor allem in den jüngeren Klassen. Dafür bekommt man natürlich viele Informationen über die Kultur anderer Länder mit, jedoch ist es schwer, eine enge Freundschaft zu bilden. Manchmal wollte man sich von Anfang an nicht mit dem Klassenkameraden anfreunden, da man wußte, daß er nach einem halben Jahr sowieso nicht mehr in Tokyo sein wird.

Auch ist auffällig, daß man wegen der unterschiedlichen Sprache als Deutscher sehr abhängig von der Schule wird. Dafür bietet sie hier viele Veranstaltungen und Freizeitaktivitäten. Fast gezwungen finden diese Veranstaltungen statt. Ich empfinde dies aber als eine sehr kleine isolierte Gruppe von Menschen. Es bildet sich hier rund um die Schule eine „German Community“. Jeder kennt jeden, und jeder kontrolliert jeden. Meistens fällt es mir schwer, ihnen mit Respekt zuzuhören.

Die meisten Eltern, deren Kinder auf die Deutsche Schule Tokyo Yokohama gehen, sind in einer deutschen Firma in Japan angestellt und arbeiten in einer Position, die sie als Angestellte in Deutschland wahrscheinlich nicht haben könnten. Die meisten dieser Angestellten haben in Deutschland in Kleinstädten gewohnt. Sie kommen in die Großstadt Tokyo und fühlen sich plötzlich wie die Größten. Das Leben dieser Menschen ändert sich also komplett, wenn sie nach Tokyo ziehen. Neues großes Haus, Sportwagen und jede Menge Geld. Dabei werden sie stark davon abhängig, werden arrogant und sehen dieses Leben als „normal“ an. Sie bekommen plötzlich das Gefühl, als seien sie in der oberen Klasse der Gesellschaft. Die meisten Deutschen wohnen in Häusern, die sie in ihrem eigenen Land nur vom Hörensagen kennen. Der beliebteste Wohnort dieser arroganten „Hochstapler“ ist Denenchofu, eine reiche Wohngegend in Tokyo. Diese „Hochstapelei“ überträgt sich leider auch auf ihre Kinder. Ich würde mir wünschen, daß diese Menschen in die lokale japanische Kultur einsteigen und sich mit lokalen Japanern anfreunden. Natürlich können auch diese vermeintlichen Nachteile sich ins Positive kehren.

Ich kenne aus eigener Erfahrung die Reaktionen der Japaner gegenüber Ausländern. In meinem Fall „half“, der Ausdruck, den die Japaner für Mischlinge verwenden. Ich habe das Wort „half“, das sie für mich als eine Person, die zwei Staatsbürgerschaften besitzt, nie gemocht. Hier in der Deutschen Schule ist es völlig normal, daß ein Elternteil

japanisch und der andere deutsch ist. Besser wäre doch der Ausdruck „double“, denn ich denke, daß wir über die historischen Ereignisse bis hin zu den kleinen Umgangsmethoden mit Menschen besser und korrekter Bescheid wissen als andere. Auch haben wir den Vorteil, daß wir die zwei Kulturen vergleichen können.

Auch die Reaktionen der Japaner sind verschieden. Kleine japanische Kinder werden neugierig, sprechen die „gaijins“ (Ausländer) mit „hello“ an und freuen sich, wenn man ihnen zuwinkt, als hätten sie gerade einen tollen berühmten Schauspieler gesehen. Jugendliche zeigen auch viel Interesse, jedoch habe ich oftmals den Eindruck, daß sie einen „gaijin“ als Freund zum „Herzeigen“ haben wollen. Selbstverständlich kenne ich viele Leute, die wirklich an meiner (deutschen) Kultur interessiert sind und viele Fragen stellen und ihre Einstellung zu einem Problem in der Gesellschaft ändern. Mit älteren Herren hatte ich leider auch keine tollen Erfahrungen gemacht. Wenn ich jetzt nachdenke, könnte ich mir vorstellen, daß ich mit dem Satz „ich bin Deutsche“ gleich anders behandelt worden wäre. Alte Herren verbinden mit Deutschland sofort den zusammen gekämpften Zweiten Weltkrieg. Die Situation war so: Ich saß mit meinen Freundinnen in einem Cafe und unterhielt mich mit ihnen. Schon zu Beginn bemerkte ich rechts von uns ein älteres Paar stumm neben uns sitzen. Er fing an zu murmeln „die Ausländer ... die Ausländer“. Natürlich hatte er nicht gedacht, daß eine von uns Japanisch verstehen und sprechen konnte. Einerseits fühlte ich mich sehr stark von dem herabsetzenden Ausdruck „die Ausländer“ betroffen, denn ich bin doch auch eine Japanerin. Hier reagierte in mir aber der „Deutschinstinkt“, der Widerspruch und der starke Wille zur Gerechtigkeit. Nachdem wir als Gruppe protestiert hatten, daß er keinen Grund habe, so etwas zu sagen, regte er sich um so mehr auf, bis schließlich der Kellner kam, und uns (!) bat, das Cafe zu verlassen. Auch in diesem Fall bestätigt die Ausnahme die Regel. Viele deutsche Bekannte in Tokyo, vor allem die, die nur für einen kurzen Zeitraum in Tokyo wohnen, bekommen durch solche Fälle ein falsches Bild von Japan.

Ich denke aber, daß gerade für solche Mißverständnisse „doubles“ wie ich da sind, um die japanische Tradition zu erklären und diese den Ausländern verständlich zu begründen. Gerade wir kennen die guten und schlechten Seiten und sind optimal für eine Brücke zwischen den beiden Ländern geeignet.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW) & China InfoStelle (Hrsg.): Schneller, höher, stärker. China und die Olympiade 2008. Hamburg April 2007, 192 S., ISSN 1436-2058. Zu beziehen beim EMW

gegen eine Spende, zu überweisen auf das EMW-Spendenkonto Nr. 400 300 bei der EDG Kiel, BLZ 210 602 37.

Vorliegende Publikation entstand aus Anlaß der Olympischen Spiele, die 2008 in China stattfinden werden. Sie will ein vertieftes Verständnis Chinas fördern und enthält Beiträge deutscher und chinesischer Experten zu Schlüsselthemen. Hintergrundtexte zum sportlichen Ereignis werden begleitet von Analysen der politischen, kulturellen, historischen, ökonomischen, ökologischen und gesellschaftlichen Situation des Landes. Ein Schwerpunktthema bilden die Religionen und geistigen Traditionen Chinas.

Ein Textbeispiel: Unter der Überschrift „Achtung – die chinesische Vergangenheit wird gesprengt!“ (S. 76-80) schreibt die bekannte Filmemacherin und Autorin u.a. des Romans „Stadt der Steine“ Guo Xiaolu: „Aufbau“ ist ein Wort, das normalerweise positive Assoziationen hervorruft, aber im China von heute [...] bedeutet „Aufbau“ mittlerweile „Zerstörung“ [...]. Fast überall müssen sich alte Gebäude der Abrißbirne ergeben. [...] Diese Zerstörung ist nicht nur eine Form gedankenloser kultureller Gewalt. Sie ist auch ein entscheidendes Werkzeug bei dem vorgeblichen Fortschritts- und Zivilisations-Projekt, das über das heutige China hinwegfegt wie ein Wirbelsturm. Reißt das Alte nieder! [...] Für Schwache ist kein Platz! Vernichtet Traditionen, Geschichte und Erinnerungen. [...] Shanghai hat in den letzten Jahren einen ebenso enormen Wandel erlebt wie Peking. Aber in Shanghai ist es doch gelungen, ein attraktives Stadtbild zu bewahren. Shanghai verfügt über eine der menschlichsten Architekturen in ganz China. Hier kann man entlang von platanengesäumten Straßenzügen noch immer auf die Dächer und Giebel der alten Kolonialbauten blicken. Ich denke, es kennzeichnet eine wirklich große Stadt, daß sie das Beste eines vielfältigen architektonischen Erbes bewahrt.

Hornfeck, Susanne / Qiu Xiaolong: Shanghai. Mondkuchen und Pflaumenregen. München:

Sanssouci im Carl Hanser Verlag 2007, 112 S., ISBN 978-3-8363-0050-6. – € 12,90.

Das in der Reihe „Oasen für die Sinne“ publizierte, sehr hübsch gestaltete Buch spricht mit zwei Stimmen: mit der Stimme des chinesischen Literaturprofessors und Autors, der durch seine lokalkoloritreichen Kriminalromane aus seiner Heimatstadt Shanghai bekannt wurde,¹ und der Stimme seiner deutschen Übersetzerin und Autorin von Sachbüchern zur chinesischen Heilkunde.²

Auf ihren kulinarischen Streifzügen ist ein Buch entstanden, das unterschiedliche Eßgewohnheiten und -kulturen jener Stadt unterhaltsam vorstellt, und zwar von der einfachen Straßenküche bis zur „Nouvelle Shanghai Cuisine“, von der individuell verordneten Heilnahrung bis zum Nostalgielokal. Dabei werden auch historische Hintergründe und aktuelle Ereignisse beleuchtet. Zahlreich eingestreute Rezepte regen zum Ausprobieren an. Für den Fall, daß der Leser doch lieber die Shanghaier Küche vor Ort entdecken möchte, sind die Adressen der besuchten Spezialitätenrestaurants angegeben. Als beste Reisezeiten werden die Wochen vor dem „Pflaumenregen“ (dem dauerhaften Nieselregen Ende April, Anfang Mai) und nach dem Verzehr der „Mondkuchen“ (beim ersten Vollmond im September) empfohlen, also Frühjahr und Herbst.

Vahlefeld, Hans Wilhelm: Ich kann Ostasien nicht vergessen ... München: Iudicium Verlag 2007, 119 S., ISBN 978-3-89129-445-1. – € 12,00. Hans Wilhelm Vahlefeld, der jahrelang als Ostasienkorrespondent mit Sitz in Tokyo und später Hongkong arbeitete, berichtet im Stil erlebter Geschichte von der Entwicklung während der Jahre seit 1958 bis heute. Ostasien war einmal Dritte Welt. Nach dem Krieg machten zunächst die „Tigerstaaten“ Südkorea, Taiwan, Hongkong und Singapur Schlagzeilen. Unter der Überschrift „Aus den Blutbädern Maos zur ‚Fabrik der Welt‘“ thematisiert der Autor das Phänomen des nach Kapitalismus eigener Spielart strebenden, aber nach wie vor kommunistischen China. Wie entwickelt sich das Verhältnis zu Japan und hält die Brücke des Konfuzianismus?

¹ „Tod einer roten Heldin“, „Die Frau mit den roten Haaren“ und „Schwarz auf Rot“.

² Neueste Publikation von Susanne Hornfeck / Nelly Ma: Gesund leben nach dem chinesischen Kalender.

Vermischtes

Zum Schreibwettbewerb an der DSTY

Das StuDeO regte seinem Gesprächspartner aus dem Kollegium der Deutschen Schule Tokyo Yokohama (DSTY), Herrn Joachim Grimm, gegenüber einen Schreibwettbewerb an. Die Schülerinnen und Schüler sollten, wenn möglich, dazu motiviert werden, über das, genauer: ihr Leben in Japan im allgemeinen und über ihren Schulalltag zu berichten und womöglich auch Reflexionen zum Spannungsfeld zweier Zivilisationen, ja Kulturen anzustellen.

Herr Grimm und dann auch Herr Dr. Dirk Lange griffen die Anregung auf und stellten sich dankenswerterweise in den Dienst der Sache. Übermitteln konnten sie dann immerhin insgesamt sechzehn Aufsätze, verfaßt von Schülerinnen und Schülern aus der Mittel- sowie aus der Oberstufe. Letztgenannter bezeichnete sie zu Recht als beeindruckend und teilweise sogar anrührend.

Die Jury, aus drei Vorstandsmitgliedern des StuDeO gebildet, sah das ähnlich und war von dem durchweg erfreulich hohen Niveau der ausnahmslos interessanten wie aufschlußreichen Aufsätze angetan.

Dennoch galt es jeweils deren drei als die besten herauszustellen. Nach Auffassung der Jury belegen im Bereich Oberstufe die ersten drei Plätze die Aufsätze von Rena Kracklauer, Johannes Eberts und Christian Schmelter; im Bereich Mittelstufe sind es die Aufsätze von Azur Coulmas, Annika Czajor und Yuki Asano.

Als Zeichen der Anerkennung, die auch in einer Urkunde, verbunden mit einem kleinen Preisgeld, zum Ausdruck kommt, werden die preisgekrönten Aufsätze in diesem und den kommenden Info-Heften publiziert. Ernst Dietrich Eckhardt

Leserbriefe

Ich danke Ihnen sehr herzlich für die Zusendung des „Bando“-Heftes. Zu meiner großen Freude hat Professor Matzat darin einen Artikel geschrieben, der mich wegen der Gedanken zu „Dichtung und Wahrheit“ in Fritz Sommers Erinnerungen besonders interessierte. Walther Kerner, Hamburg

Mit Interesse las ich im Infoheft den Artikel über die Radio-Sorgen der Familie Günther in Tang-

shan. Was für ein Kampf mit dem damaligen Stand der Technik.

Die Fußnote 2 auf S. 13 enthält einen kleinen Fehler: Die Zeitung hieß damals (1936): „Deutsch-Chinesische Nachrichten“. Erst nach Beginn des Zweiten Weltkrieges in Europa, Sept. 1939, wurde die Zeitung umbenannt in „Deutsche Zeitung in Nordchina“. Wilhelm Matzat, Bonn

Zuschrift

Katja Mucks schrieb aus Toronto und bezog sich auf den japanisch-deutschen Film (entstanden 2006) „Ode an die Freude. Bart no gakuen“:

Er handelt von dem japanischen Kriegsgefangenenlager Bando (heute zu Naruto gehörig), wo ab 1917 deutsche Soldaten, die im Jahre 1914 in Kiautschau den Siegern in die Hände fielen, untergebracht waren. Darunter befand sich auch mein Vater Walter Mucks.

Das geradezu Geschichte machende musikalische Ereignis war das Konzert des Lagerorchesters am 1. Juni 1918, wobei es in japanischer Erstaufführung Beethovens 9. Symphonie zu Gehör brachte (siehe S. 4). Das Konzert trug dazu bei, europäische klassische Musik in Japan populär zu machen. Ich sprach mit der Leiterin der hiesigen Japanischen Bibliothek. Die amüsantesten Geschichten kamen bei dem Versuch heraus, „Baruto bzw. Bart

no gakuen“ ins Englische zu übersetzen. Sie meinte, es bedeute „Bärtige im Paradies“. Im Japanischen Wörterbuch des Internet fand ich die Übersetzung „Gakuen“ gleich „Academy“, „Camp“, also Lager. Weiterhin fand ich irgendwie diese Erklärung im Internet: „Baruto – which means Baltic in Japanese.“

In der „Lüneburger Zeitung“, die von der deutschen Erstaufführung der Originalfassung in Lüneburg, Narutos Partnerstadt, berichtet, wird der Film korrekt „Bart no gakuen“ genannt, anderswo liest man „Baruto“ und wieder anderswo „Barto“. Mit anderen Worten: „Ode an die Freude“ ist ganz bestimmt nicht die wörtliche Übersetzung von „Baruto no gakuen“.

Ich konnte noch nicht herausfinden, ob der Film hier in Kanada erhältlich ist, also schlug ich dieser Bibliothek vor, den Film zu beschaffen.

Hier noch einige einschlägige Daten aus der Biographie meines Vaters Walter Mucks:
Tätig bei Firma A. Vogelsberg in Tientsin, ist er bei Kriegsausbruch im August 1914 Seesoldat d.R. in der 6. Kompanie des III. Seebataillons; seit November 1914 befindet er sich als Kriegsgefangener

im Lager Matsuyama (seine Gefangenenummer: 3033); am 9. April 1917 wird er verlegt ins Lager Bando; nach der Entlassung im Dezember 1919 blieb er zunächst in Japan; 1925 eingetreten in die Firma Jess & Co., Tientsin (siehe <http://www.tsingtau.info>).

Weiteres zu John Rabe

Die TV-Produktion „Pro GmbH“ in Berlin bereitet eine Dokumentation vor über den Menschen John Rabe (geb. Hamburg 23.11.1882, gest. Berlin 5.1.1950) und seinen Einsatz für die chinesische Bevölkerung beim japanischen Angriff auf Nanking vor 70 Jahren (siehe S. 19-22). Wir freuen uns, daß das StuDeO dazu mit Material aus dem Archiv und der Fotothek beitragen sowie Kontakte zu Nachfahren von Zeitzeugen herstellen konnte. Die Dokumentation soll Ende 2008 vom ZDF in Verbindung mit einem Kinofilm zum selben Thema ausgestrahlt werden.

Über diesen Kinofilm erreichte uns folgende Pressemitteilung (gekürzt):

Wir freuen uns, Ihnen den hochkarätigen Cast /Besetzung/ des neuen Films von Oscar-Preisträger Florian Gallenberger, unter dem Titel „John Rabe“, bekannt geben zu können. „John Rabe“ wird vom 18. Oktober bis



John Rabe (1882-1950)

Februar 2008 in Shanghai und an Originalschauplätzen in Nanking gedreht. In dem über 15 Mio. Euro teuren Kinofilm wird der preisgekrönte

Schauspieler Ulrich Tukur („Das Leben der Anderen“) in der Titelrolle zu sehen sein. Weitere Hauptrollen übernehmen neben den Deutschen Daniel Brühl, Dagmar Manzel, Gottfried John und Mathias Herrmann auch eine Reihe internationaler Stars: US-Ikone Steve Buscemi und die Französin Anne Consigny spielen einen amerikanischen Arzt bzw. eine französische Schulleiterin [*gemeint ist vermutlich Minnie Vautrin, die das Ginling Girls College leitete*], die in die Kriegswirren in Nanking geraten und an John Rabes Seite für den Schutz unschuldiger Zivilisten kämpfen.

Die Schauspielerin Zhang Jingchu, eine der größten Stars des chinesischen Kinos, spielt eine Studentin, deren Familie vom Einmarsch der Japaner unmittelbar betroffen ist. Zwei der bekanntesten Schauspieler Japans, Teruyuki Kagawa und Akira Emoto, werden als Prinz Asaka, Onkel des japanischen Kaisers, bzw. General Iwane Matsui, Befehlshaber des japanischen Angriffs auf China, zu sehen sein.

Erzählt wird die wahre und faszinierende Geschichte des Hamburger Kaufmanns John Rabe, der als „Schindler Chinas“ beim „Massaker von Nanking“ 1937 über 250.000 Zivilisten das Leben rettete.

„Majestic Filmverleih“ wird den Film Ende 2008 in die Kinos bringen, „Beta Cinema“ übernimmt den Weltvertrieb.

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Wir begrüßen in unseren Reihen fünf neue Mitglieder:

Dr. Henner Eckhardt (Geschäftsreisen Ostasien, vor allem Shanghai)

Regine Oswald (Großvater Hermann Hinzpeter in Schantung, Shanghai 1909-1920)

Helga Schäfer geb. Rothkegel und Dr. Andreas Schäfer (Großvater Curt Rothkegel war ein bekannter Architekt in Nordchina)

Pfarrer Dr. Karl-Heinz Schell (Japan 1988-1990, 2002)

◆ Beiträge und Spenden

Wie üblich liegen den Dezemberheften Überweisungsformulare für das StuDeO-Konto in Hannover bei, mit dem Sie bitte zeitig Ihren Mitgliedsbeitrag für 2007 entrichten bzw. dem Verein eine Spende zukommen lassen wollen.

Diejenigen, die den Mitgliedsbeitrag für 2007 noch schulden, bitten wir, ihn alsbald zu entrichten. Die technischen Angaben für die Überweisung finden Sie auf Seite 2.

Besonders dankbar sind wir wiederum für alle Spenden, die in diesem Jahr eingegangen sind.

◆ Archiv

Wieder ist erfreulich viel wertvolles Material – Bücher, Manuskripte und Fotos – ins Archiv gelangt. Dafür sei allen, die unsere Sammlungen bereicherten, auch an dieser Stelle nochmals dankbar gedacht. Als besonders bemerkenswert seien stellvertretend die Zuwendungen von Edgar Amann, Dr. Reiner Jordan, Almuth Mautner Markhof und Martha Strasser genannt. Dr. Chris Rieger übergab

die vierbändige Ausgabe seines „Bilderbogens Singapur“ (erschieden zwischen 1984 und 1988), eine hochinteressante Sammlung von ihm recherchierter und zusammengestellter Beiträge. Darin kommen Kaufleute, Missionare, Weltreisende und Militärs, Männer und Frauen zu Wort, die im neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts Singapur und Malaysia bereisten oder lange dort lebten.

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Grußadresse des Vorstands	3
Reinhard Gilster: Weihnachtsbotschaft	4
Geburtstagsgratulationen	5
Verstorbene Mitglieder und Freunde	6
Nachrufe	7
Georg-Ludwig Heise: Zur Geschichte des westeuropäischen Handels mit China bis zum Opiumkrieg, 2. Teil	8
Aus der Lagerzeitung „Die Baracke“ „No. 23. Kriegsgefangenenlager Bando. 3. März 18.“ Am Barackenfenster	11
Albert, Hilde und Luise Vehring: Familie Vehring damals auf Neuguinea und das Wiedersehen im Jahre 2007	14
Paul Scharffenberg: Die militärisch-politische Lage bei und in Nanking gegen Ende 1937 und in der Zeit vom 13. Januar bis zum 21. März 1938, 1. Teil	19
*** Radio-Freuden und -Sorgen in China in den Jahren 1936 bis 1946.	
Auszüge aus Briefen an die Eltern in Hamburg, 2. Teil	22
Friedrich (Fritz) Flakowski: Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transport mit der „Marine Jumper“ 1947, 2. Teil	25
Renate Jährling: Zum hundertjährigen Bestehen der Tongji-Universität. Eine Bildergeschichte	29
Azur Coulmas: Das Leben in Japan	32
Rena Kracklauer: Meine Aufgabe als „double“	33
Renate Jährling: Buchempfehlungen	35
Vermischtes: Zum Schreibwettbewerb an der DSTY – Leserbriefe – Zuschrift – Weiteres zu John Rabe	36
Vereinsnachrichten	37

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg

**Sonnabend, 29. März 2008
und
Sonnabend, 1. November 2008**
um 12.00 Uhr mittags

im Restaurant „NI – HAO“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens eine
Woche vorher bei Peter Cortum

StuDeO-Runde München

(vorher „Chinarunde“ genannt)

**Samstag, 5. April 2008
und
Samstag, 8. November 2008**
jeweils um 12 Uhr im

China-Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling

Hundert Jahre Tsingtau – Tsingtao – Qingdao Eine Reise zurück in das frühere deutsche Pachtgebiet Kiautschou

Dia-Vortrag von Ursula Ullmann

Frau Ullmann, die seit über zehn Jahren in Qingdao als Dozentin für Deutsche Sprache lebt, ist eine ausgewiesene Kennerin der Stadtgeschichte. Ihr Dia-Vortrag führt das Publikum durch die Altstadt des heutigen Qingdao.

Am 14. November 1897 besetzten deutsche Marinetruppen die Kiautschou-Bucht, und am 6. März 1898 wurde in Peking ein Pachtvertrag für die Dauer von 99 Jahren unterzeichnet. Unmittelbar darauf begann eine gründliche Stadtplanung, der eine rege Bautätigkeit folgte. Noch heute kann man in der Altstadt den Eindruck gewinnen, man befinde sich in einer typisch deutschen Stadt. Denn bereits seit etwa 1907 war Tsingtau eine wahrhaft blühende deutsche Kleinstadt – Verwaltungssitz für das Pachtgebiet, Garnisons- und Hafenstadt und Badeort. Die auf nahezu ein Jahrhundert angelegte deutsche Präsenz endete dann aber schon 1914, als die Japaner mit Beginn des Ersten Weltkriegs das Gebiet besetzten.

Ort: **Augustinum Aumühle, Theatersaal; Mühlenweg 1, 21521 Aumühle bei Hamburg**
Termin: **Dienstag, 25. März 2008, 18 Uhr (voraussichtlich)**

Weitere Informationen erhalten Sie bei: Frau Wera Schoenfeld
Frau Wiebke Rohwer

Anstelle eines Eintrittsgelds bittet Frau Ullmann um eine Spende für ihr Sozialprojekt in China – eine Schule für geistig und körperlich schwerbehinderte Kinder.

Frau Ullmann ist bereit, ihren Dia-Vortrag auch in anderen deutschen Städten zu halten.

Besuchen Sie das Wolfgang Müller Haus in Kreuth

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen befindet sich ringsum, und für Sportlichere bieten hohe Berge hübsche Anreize.

In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, befinden sich der Tegernsee und jenseits der Grenze der Achensee. Bücher und Spiele bieten willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv recherchieren, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.



Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag
Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an
Renate Jährling